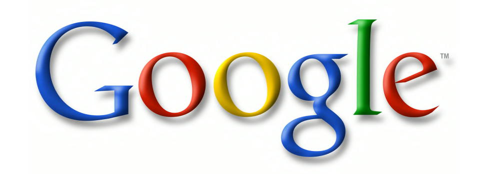
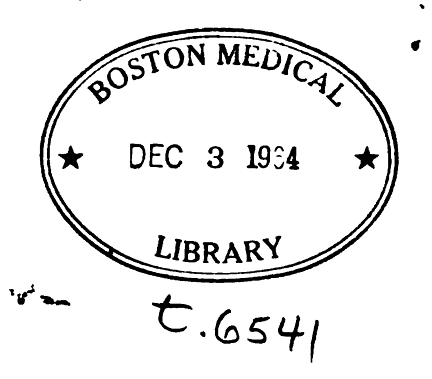










Ughetti

Zwischen Ärzten und Klienten

Dritte Auflage

Zwischen Ärzten und Klienten

Erinnerungen eines alten Arztes

Geordnet und herausgegeben
von
Professor G. B. Ughetti

Autorisierte Übersetzung von Dr. Giovanni Galli

Mit einem offenen Brief von Professor Mantegazza

Dritte Auflage



Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler
1907

Druck v. Bruno Bartelt, Wien, XVIII/1 Theresiengasse 3.

Seiner königlichen Hoheit, dem

Dr. Herzog Karl Theodor von Bayern

Wo immer man von deutschen Ärzten spricht, da wird unter den besten Namen der Eurer königlichen Hoheit genannt. Tausende von leidenden Menschen haben Sie vor dem größten Unglück, der ewigen Nacht, bewahrt und Ihre ärztliche Kunst hat der von Ihren erlauchten Ahnen ererbten Ruhmeskrone ein neues, hellstrahlendes Juwel beigefügt. Sie lieben die Sonne des Südens. Gestatten Sie daher huldvollst, daß ich auch an die Spitze der dritten Auflage dieses Büchleins, das von Ihnen spricht und einen Hauch des italienischen, ärztlichen Lebens in die deutsche, medizinische Welt trägt, Ihren erlauchten, hochberühmten Namen stelle.

Der Übersetzer

Rom, im März 1907

Vorwort zur zweiten Auflage

Im Vorwort zur ersten Auflage sprach ich den Wunsch aus, daß dies kleine Büchlein auch unter den deutschen Ärzten und Klienten sich Freunde erwerben möge und rascher und besser, als ich zu hoffen gewagt, ging dieser Wunsch in Erfüllung. Zum zweitenmal kann ich nach kurzer Zeit das liebe Büchlein hinaussenden und damit es auf diesem zweiten Gang zu den alten Freunden sich auch recht viele neue erwerben möge, stelle ich an seine Spitze den berühmten Namen eines hohen Arztes, zu dem wohl jeder Deutsche mit besonderem Stolz und Verehrung aufblickt.

Dr. Galli

Bellano (Comersee) im Herbst 1899

Dem ausgezeichneten Arzte,

dem berühmten Professor

G. B. Ughetti

Lieber Kollega!

Ich habe Sie nie gesehen, ich weiß nicht, ob Sie blond oder schwarz, grau oder weiß, schön oder häßlich sind. Ich kannte Ihren Namen als Verfasser wertvoller pathologischer Arbeiten, aber ich wußte nichts anderes, und dies war wirklich nicht genug, um ein Band zu knüpfen zwischen zwei Männern, welche durch so viele Meilen getrennt sind.

Aber siehe da! Sie sandten mir ein Buch, „Zwischen Ärzten und Klienten", und ich, der ich so wenig Zeit zum Lesen finde, besah es mir, prüfend hielt ich es in den Händen, um es endlich, angezogen durch den Titel, zu öffnen und mit dem Lesen zu beginnen. Und dann — dann schloß ich es nicht eher, als bis ich zu meinem großen Mißvergnügen das Wort „Ende" fand. Ich wollte mir erst mit epikuräischer List, durch Unterbrechung der Lektüre das Vergnügen verlängern, aber meine ästhetische Naschhaftigkeit war zu stark, und so habe ich alles auf einmal verschlungen.

Dann gab ich es meinem Sohn, der auch Arzt ist, damit auch er es lese und das Vergnügen genieße, das ich genossen habe und das, wie ich wünsche, auch andere genießen sollen.

Und für diese intellektuelle Freude, die Sie mir durch Ihr Buch bereitet haben, will ich öffentlich danken und empfehle zugleich allen Ärzten es zu lesen, den jungen, um zu lernen, den alten, um ihre Erinnerungen aufzufrischen, allen, um das Bild des wahren, guten, philosophischen und einsichtsvollen Arztes in einem Spiegel zu sehen, welcher, ohne unserer vielverlästerten und so wenig gekannten Kunst zu schmeicheln, sie doch verschönt und erhellt.

Und ich wünsche, daß es auch die Klienten lesen möchten, um zu erröten über so viel Ungerechtigkeit, die sie alle Tage in der Beurteilung der Ärzte beweisen.

Für mich war Ihr Buch eine Offenbarung, welche mich einen unbekannten Verwandten entdecken ließ, den ich gerne nicht erst so spät gekannt hätte. Ja, lieber Ughetti, ich fühle mich Ihnen verwandt, in jener Verwandtschaft, die viel inniger als die des Blutes, die Menschen verbindet und verbrüdert, und sie sanft in ein warmes Nestchen von Sympathie und Zuneigung bettet.

Das Blut ist ein großer Strom, in welchem sich ebensowohl die schwesterlichen Tropfen einer Quelle, als auch fremde und ungleiche Körperchen zusammenfinden, die Verwandtschaft dagegen, welche die Gedanken und Herzen näher bringt und verbindet, hat nichts Ungleiches, nichts Disharmonisches. Keine geschriebenen Gesetze, kein priesterlicher Segen haben sie verbunden und geweiht, sondern dieser Bund ist stark durch den Segen der freien Wahl, der Wahlverwandtschaft, kurz, jener souveränen Priesterin aller Zeiten und aller Tempel: der Natur.

Ich fühle mich Ihnen eng verwandt und für das Wohlwollen, das Sie mir in den Seiten Ihres schönen, guten, gesunden und geistreichen Buches zeigen, danke ich Ihnen, glücklich zu sehen, daß von Catania nach Florenz die Hände von Ehrenmännern sich drücken und zwei Herzen zur selben Stunde rufen: Hier!

Adieu, teurer Ughetti, seien Sie so glücklich, als Sie gut und brav sind.

Ihr

Mantegazza

Serenella (Florenz) 29. September 1897



Wie fühlte ich mich verlassen und einsam vergangenes Jahr auf meinem Krankenlager im Moskauer Marienhospital, auf welches mich die tückische Krankheit so plötzlich mitten aus den Arbeiten und Vergnügungen des Kongresses geworfen hatte! Trotz all der Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit, mit welcher mich die russischen Kollegen im Spital behandelten, und wofür ich ihnen hier aufrichtigen und innigen Dank sage, fühlte ich mich verlassen, denn ich sehnte mich nach heimatlichen Klängen. Da, eines Tages, als ich eben wieder zum so und sovielten Male verzweifelt den Versuch aufgegeben hatte, mich meiner guten, russischen Wärterin verständlich zu machen, ertönten neben meinem Lager die süßen Laute der Heimat: Herr Professor Ughetti war gekommen, den kranken Landsmann zu besuchen. Beim Abschied gab er mir ein Werkchen, das jüngst von ihm erschienen war: »Fra medici e clienti«, damit ich es in den Tagen der Genesung lesen könne.

Welch eine Freude für mich! Das Buch schien mir ein Stück Italiens, des fernen Vaterlandes, das mir in jener traurigen Zeit doppelt lieb und teuer war. Ich hatte schon früher, als das Werkchen in unserer beliebten medizinischen Zeitschrift »Corriere sanitario« erschien, einiges davon gelesen, aber jetzt fing ich gründlich vom Anfang an, und dann habe ich es nicht einmal, sondern viele Male gelesen, es wurde mir zum Freund, und mir kam der Gedanke, es in die deutsche Sprache zu übersetzen, einmal, weil diese mir nach der Sprache der Heimat die liebste ist, und dann, weil ich dadurch meiner Verehrung für die deutsche Wissenschaft Ausdruck geben wollte. Dem Gedanken folgte die Tat. Die Zeit, die mir die Kranken meines Bezirkes übrig ließen, wurde dazu verwendet, Seite für Seite zu übersetzen, und so kann ich denn heute das Büchlein, das mir, wie so manch anderem Kollegen in der Heimat, als ein treues Spiegelbild unseres Lebens und Wirkens lieb und wert wurde, hinaussenden in die Fremde, in der Hoffnung, daß es auch dort sich Freunde erwerben werde; mögen es vor allem die deutschen Kollegen, denen ich es widme, freundlich aufnehmen und in ihm Trost finden in den mancherlei Widerwärtigkeiten und Betrübnissen, denen die Jünger Äskulaps — mutatis mutandis — wie im schönen Süden, so auch im kühlen Norden ausgesetzt sind.

Dr. G. Galli

Vernate-Mailand, November 1898

Erstes Kapitel

Ärzte und Medizin

Eine Vorstellung im Theater San Carlino in Neapel. — Wie und warum Pulcinella Arzt wurde. — Die Eselsmilch. — Friedrich der Große prügelt die Ärzte und Alexander der Große kreuzigt sie. — Die menschliche Maschine. — Gonella. — Barthez' Bedienter. — Vulgus vult decipi

Die farbenprächtigste Beschreibung vermöchte nur schwer ein Bild zu geben von einer Sonntagsvorstellung im Theater San Carlino, wie sie vor 30 Jahren war. Ich will mich deshalb auch gar nicht bemühen, ein solches zu entwerfen, obwohl ich mich noch so gut des ersten dort verlebten Abends erinnere, daß ich, auch ohne die Augen zu schließen, deutlich den ganzen Raum, die Künstler und das Publikum vor mir sehe. Vor allem das Publikum! Jenes Publikum, das in dem unschönen, mit dicker, schlechter Luft erfüllten Raum sich vorwiegend aus den unteren Volksschichten und Studenten zusammensetzte. Das Volk kam, um die mehr oder minder gute Wiedergabe seiner Sitten, das Zerrbild seiner Leidenschaften und Tugenden zu sehen; die Studenten wollten eine Abwechslung von der Düsterkeit der Amphitheater und der Einförmigkeit der Pandekten haben, auch ausruhen von den vielen Kilometern, die sie täglich zwischen den Krankenhäusern „Inkurabili" und „Gesummaria", zwischen der „Villa nazionale" und der Universität zurücklegen mußten. Sie suchten eine Zerstreuung und sie fanden eine Belustigung mit der Leichtigkeit, mit welcher man mit 20 Jahren immer mehr findet als man sucht.

Studenten und Volk bildeten also die Mehrzahl der Zuschauer, aber keine andere Rangsklasse war ausgeschlossen. Es war

da der Provinzbewohner ebenso wie der durchreisende Engländer und die Kokotte vertreten, ja Viktor Emanuel selbst, den das große Theater San Carlo oft zum Sterben langweilte, suchte und fand hier Unterhaltung. Auch an jenem Abend saß er in seiner Loge, welche sich von den anderen nur dadurch unterschied, daß sie mit einer Blumenguirlande für drei oder vier Lire geschmückt, und daß ihre Tapete nicht, wie die der andern, zerrissen war.

Zum erstenmal war ich an jenem Abend dort und ich will auch erzählen, wie ich hinkam.

Ich befand mich als Tourist in Neapel und hatte an jenem Tage beim Mittagessen einige Studenten kennen gelernt, welche von meinem, in ihren Augen jedenfalls schrecklichen „Professor“ keine Ahnung hatten, als die Rede auch auf San Carlino kam; als einer den Vorschlag machte, hinzugehen, stimmte ich mit Begeisterung bei und so machten wir uns dann nach dem Essen alle zusammen auf den Weg.

Meine Begeisterung — ich muß es gestehen — stammte teils aus der Neugierde, das berühmte Theater San Carlino, dessen Ruhm beinahe den seines Nachbars San Carlo verdunkelt, zu sehen, teils aus dem Vergnügen, welches ich mir von dem Zusammensein mit den jungen Leutchen versprach. Je älter ich wurde, desto mehr suchte ich stets die Gesellschaft der Jugend und im Zusammensein mit ihr vergaß ich vollständig, daß ich schon ein wenig mehr als 20 Jahre hatte; es kam mir dies nur manchmal zum Bewußtsein, weil meine neuen Freunde mich mit „Sie“ ansprachen und mit einer gewissen Rücksicht behandelten.

Ah! wenn sie entdeckt hätten, daß ich Professor war! — Doch zurück zu San Carlino. An jenem Abend gab man eine Komödie, die mir besonders interessant war. Pulcinella, der berühmte Pulcinella, hatte die Rolle des Arztes und er erzählte, aus welch seltsamem Grunde er Arzt geworden sei.

Als er zur Welt kam — so seine Erzählung — war seine Mutter sehr besorgt über die Zukunft des Sohnes, der schon damals seltsame Tendenzen zeigte und sie dachte, über diese Sache

eine Wahrsagerin aus Acerra zu fragen. Diese untersuchte genau den Schädel, die Gesichtszüge und besonders die Nase des Kindes so aufmerksam, wie es Lombroso selbst gemacht hätte und ihr Prognostikon lautete dahin, daß Pulcinella trotz seines gutmütigen Aussehens die Anlagen zu einem furchtbaren Mörder hätte.

Die gute Frau war durch dieses schreckliche Horoskop erst ganz niedergeschmettert, aber bald kehrte ihr Mut zurück — nicht umsonst war sie ja Pulcinellas Mutter —, und nachdenkend sagte sie sich: „Sehen wir zu, wie man vielleicht das schlimme Schicksal beschwören könnte."

Wenn ich ihn seinen Instinkten überlasse, ist es klar wie die Sonne, daß er ein großer Straßenräuber werden und ein schlechtes Ende nehmen wird.

Nachdenklich sprach sie weiter: „Ich könnte einen Soldaten aus ihm machen und er könnte so die Leute töten ohne sich Unehre zu machen, im Gegenteil, je mehr er umbrächte, desto berühmter würde er, aber . . . . es gibt ein großes Aber, es kann auch sein, daß die andern ihn töten, anstatt — — — nein, auch dies geht nicht."

Sie dachte besser nach und plötzlich schlug sie sich mit der Hand vor die Stirne, einen Freudenschrei ausstoßend, die brave Frau war glücklich! Sie hatte es gefunden! „Ich mache einen Arzt aus ihm, per bacco, natürlich einen Arzt, so kann er seinen tödlichen Neigungen folgen, er kann so viele Leute umbringen, als ihm gefällt, ohne deshalb an den Galgen zu kommen."

So wurde also Pulcinella Arzt!

Auch diesesmal übte die humorvolle Erzählung Pulcinellas, unterstützt durch lebhafte Gesten und wirkungsvolle Kunstpausen und dergleichen, den unwiderstehlichsten Reiz auf die Lachmuskeln seiner Zuhörer aus, aber sie hatte auch einen tieferen Sinn. Pulcinella machte sich, indem er die Sache in komische, präsentable Form brachte, zum Dolmetsch der öffentlichen Meinung, d. h. jener Meinung, welche in den breiteren Volksschichten über die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit jener Kunst, die wir „Heilkunst" nennen,

herrscht. In wenigen Worten vereinigte er die, zwar in der Form sehr verschiedenen, aber dem Sinn nach immer gleichen Urteile der Menge über Ärzte und Medizin.

Und wenn damit alle Urteile zu Ende wären! Aber die Titel von . . . . . wie soll ich sagen? — des Vollstreckers der strafenden Gerechtigkeit nicht allein, auch den des Esels spendet man freigebig dem Arzt.

In Wahrheit hatte Pulcinella an jenem Abend diese alle verdient, denn in der Fortsetzung der Komödie verschrieb er ganze Pfunde Rizinusöl, sowie andere Heilmittel, deren Namen nur der Dialektkundige verstehen konnte, und als er zum Schluß als Honorar eine tüchtige Tracht Prügel bekam, sagte er für immer dem ihm von seiner weisen Mutter gewählten Beruf Valet. Doch hatte er gezeigt, daß die Wahrsagerin seine Instinkte richtig geschätzt hatte und die Prophezeihung war erfüllt.

Aber wenn auch einerseits der neapolitanische Künstler stark übertrieb, so ist's darum nicht weniger wahr, daß das Publikum stets geneigt ist, auf den Arzt den Namen jenes geduldigen Tieres zu übertragen; es ist dies ja auch eine der leichtesten Sachen der Welt.

Jemand, der es nie wagen würde, ohne die triftigsten Gründe zum Beispiel einen Bankdirektor einen Dieb zu nennen, erlaubt sich, ohne Bedenken den ehrenhaftesten, tüchtigsten der Ärzte die Qualifikation als Esel zu erteilen, weil derselbe vielleicht sein Kind nicht heilen konnte von einer Krankheit, die niemand heilen kann.

Und dieser Titel ist eine wahre Spezialität! Einen Advokaten nennt man vielleicht einen Idioten oder Kretin, je nach dem Fall, einen Ingenieur einen Dummkopf, aber der Esel bleibt den Ärzten reserviert. Selbst der gute Massimo d'Azeglio, so gemäßigt er in seinem Urteil war, schreibt in seinen Erinnerungen über einen gewissen Arzt, welcher ihn in Neapel an einer Herzkrankheit, die er nicht hatte, behandelte, jener sei entweder ein großer Esel oder ein Räuber gewesen.

Wahrscheinlich war der Ärmste weder das eine, noch das andere, sondern der Marchese hatte als Neurasthenicker, der er war, eine solche Menge der verschiedensten Störungen, daß sie eben sowohl den bescheidenen Praktiker, als den eminentesten Kliniker oft zum Irrtum verleiten können.

Das Patent der Eselei für den Mediziner hat übrigens den Scherz allmählich bis zur Grenze des Unmöglichen getrieben. Ich führe die Worte jenes Kranken an, welcher, durch Eselsmilch geheilt, seine Dankbarkeit also äußerte:

> Par sa bonté, par sa substance,
> Le lait de mon ânesse a refait ma santé
> Et je dois plus en cette circonstance
> Aux ânes qu'à la faculté!

Als ob die heilsame Milch ihm nicht von den Jüngern eben jener Fakultät verschrieben worden wäre, die er nachher den Vierfüßlern nachstellte.

* * *

Und doch ist die Medizin eine sehr ausgedehnte, schwierige Wissenschaft; sie ist die Enzyklopädie des Lebens in allen seinen Äußerungen, die Wissenschaft, welche den kranken Menschen studiert und, um ihn zu kennen, auch den Gesunden studieren muß, welche endlich, um beide recht zu erkennen, ihre Untersuchungen bis an die äußersten Grenzen der drei Naturreiche erstrecken muß.

Aber so erhaben und ausgebreitet sie als Wissenschaft ist, geht sie doch vom kleinen Stückchen Protoplasma bis hinauf zu den ewigen Gesetzen des Lebens, so bescheiden und niedrig ist sie als Praxis und hat hier so gut die Traditionen ihrer einfachen Entstehung gewahrt, daß der Kranke eben so wohl den Rat eines alten Bauers, wie denjenigen eines berühmten Klinikers einholt und oftmals die Behandlung des ersteren derjenigen des Arztes vorzieht.

Ich sah z. B. einen Kranken, welcher sich wegen einer Luxation des Fußes in die Behandlung eines berühmten Chirurgen begeben hatte, dieser Behandlung nicht trauend, nach einigen Stunden zu einem Kneipwirt schicken, von welchem die Fama be-

behauptete, daß er ein großer Heilkünstler für solche Fälle sei. Ich habe mich darüber nicht einmal gewundert, denn was man auf den ersten Blick für einen Beweis der Dummheit jenes Kranken halten möchte, ist doch eigentlich nur ein Beweis, wie niedrig unsere Kunst in der allgemeinen Meinung veranschlagt wird. Die Unzulänglichkeit der Mittel, welche uns zur Verfügung stehen und die Ignoranz auch des gebildeten Publikums sind die Hauptübel, unter denen die Medizin zu leiden hat.

Man wundert sich, daß es so viele Charlatane, so viele Schwindler und Fälscher der Wissenschaft in der medizinischen Welt gibt, aber wenn man die unvermeidliche, allgemeine Ignoranz in anatomischen und physiologischen Dingen und die Leichtgläubigkeit der Menge in bezug auf Behandlung und Arzneien in Betracht zieht, so muß man sich eigentlich wundern, daß es so „wenige" Charlatane gibt.

Das Publikum, welches die Grenzen unserer Heilmittel nicht kennt und nicht weiß und nicht beurteilen kann, wie viel Kunst und Wissenschaft der Arzt beherrscht und wie viel Verstand er braucht, um beides richtig anzuwenden, urteilt nicht nach den Taten des Behandelnden, sondern ausschließlich nach dessen Resultaten. Wenn es nun in alle vier Winde hinausschreien hört, daß jemand eine Krankheit geheilt hat, die bisher unheilbar schien, so läuft es zu ihm in Menge und läßt nicht eher ab, bis es sich auf eigene Kosten überzeugt hat, daß es einen Betrug zum Opfer fiel.

Wenn ich boshaft wäre, so hätte ich mich wohl gefreut, als ich nach einem Jahr jenen Mann wiedersah, den der Kneipwirt von seiner Luxation geheilt hatte, was sich durch starkes Hinken deutlich bemerkbar machte, aber ich bin nicht boshafter als ich gerade sein muß, und dann — wer versichert mich, daß ich, wäre ich nicht selbst Arzt — im gleichen Fall nicht auch ebenso handeln würde? Homo sum et nil humani etc.

Ein anderes Laster des guten Publikums, das die Mittel, über welche die hippokratische Kunst verfügt, für viel mannigfaltiger hält, als sie in Wirklichkeit sind, ist jenes, dem Arzte eine viel zu große

Verantwortlichkeit aufzubürden. Ich sage da nichts Neues; vor vielen Jahren schon schrieb Littré: „Es besteht kein Verhältnis zwischen der Verantwortlichkeit des Arztes und seinem Können; jene ist groß, dieses ist klein."

Dieselben Wahrnehmungen wiederholen sich zu jeder Zeit und an jedem Ort. Heute, wie zu Galenos Zeiten, in Deutschland wie in Polynesien, verlangt man vom Arzt die Heilung, welcher Art auch immer die Krankheit sei.

Diese Logik, welche den modernen Menschen dazu bringt, den Arzt einen Mörder zu nennen, wenn er einen Schwindsüchtigen nicht heilt, ist dieselbe, nach welcher Alexander der Große den Arzt, der Hapheftiones nicht vor dem Tode bewahren konnte, kreuzigen ließ; dieselbe ferner, die den großen Friedrich bewog, einem Arzt, der einen seiner pommerschen Riesen sterben ließ, eine Tracht Prügel zu geben.

Doch wäre es noch nicht das Schlimmste, wenn man von dem Arzt nur die Heilung verlangte, der Mensch hängt eben am Leben und dies ist ein großer Milderungsgrund, das größere Übel ist jedenfalls, daß man, um ja alles dem Arzt auf die Schultern zu wälzen, ihm auch die Schuld gibt, daß man überhaupt krank ist.

An allem, was dem Kranken vorkommt, von dem Tage an, da er sich den Händen eines Arztes anvertraut, gibt man, stillschweigend oder laut, immer dem letzteren, beziehungsweise seiner Behandlung, die Schuld.

Welcher von meinen Kollegen wurde z. B. noch nie von einem Typhuskranken, den er in Behandlung hatte, gefragt: „Doktor, warum wird denn nun das Fieber von neuem stärker, nachdem es schon abgenommen hatte?"

Diese Frage hätte an sich nichts Verletzendes, aber der „Ton", in dem sie gestellt ist! Man glaubt zu hören: „Doktor, warum haben Sie denn nicht vorausgesehen, daß das Fieber wieder stärker wird und warum haben Sie nicht beizeiten dafür gesorgt, daß dies nicht möglich sei?!"

Es kommt dies daher, daß in ärztlichen Dingen das gute Publikum eine ganz andere Denkungsart und Logik entwickelt, wie in allen anderen Sachen. Wenn ein Haus einzustürzen droht, ruft man einen tüchtigen Baumeister, welcher versuchen soll, es zu stützen und zu befestigen. Wenn es jedoch so schadhaft ist, daß kein Stützen mehr hilft, so wird man der Feuchtigkeit, dem schlechten Untergrund oder vor allem dem Baumeister, der es gebaut hat, die Schuld geben, aber niemandem wird es in den Sinn kommen, zu sagen, der zuletzt gerufene Baumeister habe das Haus demoliert.

In Sachen des menschlichen Baues ist alles umgekehrt. Wenn dieser Risse und Sprünge bekommt, oder am Umfallen ist, so hat die Schuld nicht derjenige, der ihn so schlecht zusammengefügt oder so wenig widerstandsfähige Materialien dazu gebrauchte, auch nicht die Insekten, welche vielleicht verderbenbringend in seinem Innern wühlen, auch nicht der Besitzer des Baues, welcher vielleicht nicht für entsprechende Unterhaltung gesorgt hat, nein, an allem trägt die Schuld der Mann der Wissenschaft, der nicht die richtige Weise fand, um den schwankenden Bau wieder fest auf die Füße zu bringen.

Er ist die erste und die letzte, die einzige Ursache, er ist auch der allein Verantwortliche.

Ich will hier durchaus keine Jeremiaden oder gar eine Anklageschrift schreiben, ich konstatiere nur Tatsachen und nichts weiter. Die verkehrten Urteile haben so tiefe Wurzeln gefaßt, daß man sie vielleicht nie mehr ausrotten kann. Man argumentiert in solch eigentümlicher Weise, weil man es eben nicht besser versteht.

Um den Wert, die Wichtigkeit und Ausdehnung der Medizin richtig beurteilen zu können, müßte man selbst Arzt sein. Die Urteile der anderen, welche sie nicht kennen, sind immer falsch, diejenigen solcher aber, welche nur eine oberflächliche Kenntnis der biologischen Wissenschaften haben, grenzen manchmal an Wahnsinn.

Zwischen dem Mediziner und Nichtmediziner gibt es eben keine Vermischung, sondern nur eine scharfe Grenze, hie Arzt — hie Laie!

Jemand, der es wagen würde, nachdem er sich jene anatomischen und physiologischen Kenntnisse angeeignet hat, welche in den Büchern „Die Wunder des menschlichen Körpers" oder „Erkenne dich selbst" zu finden sind, eine Diagnose zu stellen oder eine Behandlung zu versuchen, wäre noch viel waghalsiger als einer, der ausgezeichnet die Physik, soweit sie im Lyzeum gelehrt wird, im Kopf hat und es mit diesen Kenntnissen unternehmen wollte, die Dampfmaschine eines Panzerschiffes zu verfertigen. Und doch ist eine dieser Maschinen, vor welcher wir verwundert stehen, sie anstaunend ob ihrer Macht, ihres komplizierten Baues und ihrer noch komplizierteren Teile, nur eine ganz einfache ordinäre Maschine, ein Kinderspielzeug durchs Vergrößerungsglas betrachtet, im Vergleich mit jener wunderbaren menschlichen Maschine, in welcher alle Kräfte der Physik und Chemie, alle Gesetze der Elektrizität und Wärme, der Optik und Akustik zusammenwirken und welche beherrscht und harmonisiert wird von jener anderen souveränen Kraft, welche wir nicht anders kennen als mit dem Namen: das Leben.

Aber vielleicht wäre es besser, wenn der Laie mehr vom Bau unseres Körpers kennen würde? Gewiß, es wäre besser, doch dürfte dies nur eine allgemeine Kenntnis sein und nichts weiter, keine Einmischung in die ärztliche Praxis, sonst: . . . sutor ultra crepidam!

Und doch spricht man wohl über nichts mehr und lieber als über Gesundheit, Krankheit und deren Behandlung.

Die Anekdote des Hofnarren Gonella ist ja so bekannt, daß es sich nicht lohnen würde, sie hier zu wiederholen, wenn sie nicht von Mantegazza in einem seiner berühmten Almanache so reizend erzählt wäre, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, sie in dieser Fassung meinen Erinnerungen einzuverleiben.

„Der Herzog von Ferrara, Alfonso d'Este, fragte eines Tages im Gespräch mit seinen Freunden, welcher Beruf wohl die meisten Vertreter habe. Der eine meinte die Barbiere, ein anderer die Schuhmacher, ein dritter nannte die Bauern und noch viele andere, doch Gonella sagte, die meisten Vertreter von allen Berufsarten habe der Beruf des Arztes. Alle lachten ihn aus, doch Gonella wiederholte seinen Ausspruch wie jemand, der seiner Sache sicher ist, und forderte zugleich den Herzog zu einer Wette auf, binnen 24 Stunden werde er den Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung erbringen.

Der Herzog nahm lächelnd die Wette an.

Als Gonella am nächsten Tag aus seinem Haus trat, um sich nach des Herzogs Palast zu begeben, hatte er den Kopf verbunden, wie jemand, der Zahnschmerzen hat, trug außerdem noch eine Nachtmütze und einen sehr großen Hut.

Schon an der Tür seines Hauses traf er auf einen Bekannten, welcher ihn fragte:

„Was hast du, Gonella?"

„Ach, solch verfluchte Zahnschmerzen!"

„Liebster Freund, ich kenne die besten Rezepte der Welt, mache dies und jenes."

Und Gonella tat, als ob er sich in seinem Taschenbuch die erhaltenen Lehren notiere, statt dessen schrieb er den Namen des mitleidigen Freundes und ging dann dankend seines Weges.

Bald begegnete er einen zweiten, dann einen dritten und vielen anderen, die sich alle nach dem Grund seiner sonderbaren Vermummung erkundigten und von welchen jeder ihm ein Mittel gegen die Zahnschmerzen verschrieb und Gonella schrieb die Namen von allen.

Im Hofe des Palastes angekommen, umringten ihn die Diener, die Pferdeknechte, die Leibwache und alle hatten sie neue und verschiedene Heilmittel und Gonella schrieb.

Nun stieg Gonella die Treppe zum Saal des Herzogs empor; er war noch nicht eingetreten, als ihm Alfonso d'Este schon entgegenrief:

„Ah, mein liebster Gonella, was hast du diesen Morgen?"

„Hoheit, ich habe schreckliche Zahnschmerzen, welche mich verrückt machen."

„Gonella, mache gleich diese Kur und du bist im Moment geheilt und wenn deine Zähne auch verdorben wären bis zu den Wurzeln. Meister Antonio Musa Brassavola, mein Leibarzt, kann dir nichts besseres verordnen."

Der Hofnarr warf nun Nachtmütze und Binde, alles zu Boden, und rief lachend in triumphierendem Tone:

„Also auch Eure Hoheit sind Arzt und hier habe ich die Namen all der anderen Ärzte notiert, welche mir auf dem Wege von meinem Hause bis hierher begegnet sind, es sind über zweihundert und ich habe nur eine Straße dieser Stadt passiert."

Aber dieselben Leute, welche so gerne pathologische Vorträge halten, haben auch ihre eigenen Begriffe über die Philosophie der Medizin, dem Verhältnis zwischen Wissenschaft und Kunst, Theorie und Praxis.

Wie oft hört man nicht von einem Arzte sagen: er ist ein großer Gelehrter, aber in der Praxis ist er eine Null; oder umgekehrt: er hat wenig Theorie, aber ein Praktiker!! ....

Sehen wir, wie viel an diesen Urteilen wahr ist.

Voraussetzen muß man, ohne die Schwierigkeit der Kunst zu berechnen, daß diese zu jeder Zeit und zum größten Teil eine subjektive ist, doch haben heute die medizinischen Wissenschaften eine derartige Ausdehnung gewonnen, daß der menschliche Geist nicht mehr imstande ist, sie vollständig zu umfassen. Man kann alle Zweige derselben nach und nach studieren, aber niemandem ist es gegeben, zu gleicher Zeit und gründlich die organische Chemie und Bakteriologie, die Physiologie und Pathologie zu kennen und auch noch Spezialist für Augen- und Ohren-, sowie innere Krankheiten und ein großer Chirurg zu sein.

Es ist schon sehr schwer, nur einen Teil von dem allen gründlich zu beherrschen und man darf getrost sagen, daß der größte Teil von jenen, welche gleichzeitig große Chirurgen und

gelehrte Ärzte zu sein glauben, ein wenig von dem ersten und noch weniger von dem zweiten sind.

Man kann ein guter Arzt sein, auch ohne ein Gelehrter im eigentlichen Sinne dieses Wortes zu sein. Der Praktiker eignet sich eben die Kenntnisse des Theoretikers an, er behandelt seine Kranken, indem er das ausnützt, was die Wissenschaft ihm Neues und Besseres bringt, ohne sich weiter um deren Fortschritte zu kümmern, oder selbst daran mitzuarbeiten.

Andererseits haben wir den Mann der reinen Wissenschaft, welcher vollständig unfähig sein kann, die neuen Gesetze, die er entdeckt, auch praktisch zu verwerten.

Der beste Arzt wäre nun ohne Zweifel jener, welcher beides in sich vereinigt, welcher sowohl Praktiker als Gelehrter wäre, aber solchen Ärzten begegnet man nicht auf jedem Schritt, es ist immer auch hier entweder das eine oder das andere vorherrschend.

Ich hatte seinerzeit einen Universitätskollegen, welcher ein ganz hervorragender Physiolog und Philosoph war und welcher eines Tages, um den mageren Professorengehalt zu erhöhen, auf den Gedanken kam, auch den praktischen Arzt zu machen. Bestärkt durch seinen großen Namen, ließ er sich gerne auch für einen großen Arzt halten, aber er war nicht imstande, eine Diagnose richtig zu stellen; doch habe ich auch manchen großen Kliniker gekannt, welcher sich in der Diagnose nicht um Haaresbreite irrte, aber in der Wissenschaft leider wohl noch jenen Herrn von Pazzan hinter sich ließ, von dem Tassoni sagt:

> Che pretendea gran vena in poesia
> Nè il meschin s'accorgea ch'era pazzia.

Aber auch die besten Ärzte, die zugleich Gelehrte und Praktiker sind, welche nicht den Skeptizismus des ersten und auch nicht die blinde Gläubigkeit des zweiten haben und seien sie auch Genies, wie Charcot, unterliegen doch den Gesetzen der Spezialisation, wenn sie der Welt wissenschaftliche Produkte von höchstem Wert liefern wollen.

Am besten, vom praktischen Gesichtspunkte aus, machen es wohl jene, welche für eine bestimmte Zeit ihres Lebens ausschließlich das wissenschaftliche Feld bebauen, sich das, was man gewöhnlich eine Stellung nennt, in Form einer Professur schaffen und dann später, in mittleren Jahren, wenn die wissenschaftlichen Ideale anfangen zu verblassen und die Sorge für eine Familie in den Vordergrund tritt, es nicht verschmähen, als Praktiker zu arbeiten, was ihnen, gestützt auf ihren hohen wissenschaftlichen Ruf, auch leicht gelingt. Einige von diesen werden wirklich hervorragende Ärzte, bei anderen genügt vielleicht der große Name, etwaige Mängel zu verbergen, und sie erreichen auch so ihren Zweck.

Was in den Augen des Publikums den guten Arzt macht in Vergleich zu dem, was er wirklich ist, zeigen alle Tage die vielen mittelmäßigen Ärzte, welche den höchsten Ruf genießen, sowie jene großen Kliniker, welche vielleicht außerhalb des Krankenhauses gänzlich unbekannt sind; noch besser zeigt dies aber eine Anekdote, welche einem der größten, berühmtesten Kliniker Frankreichs passierte und welche deshalb hier erzählt zu werden verdient.

Für uns Ärzte ist es zwar traurig, aber für die übrigen ist's belustigend und das genügt.

Ich weiß nicht mehr genau, in welchem Jahre, aber es mußte wohl so gegen 1850 sein, als Barthez sich anläßlich einer Vergnügungsreise vorübergehend in Bordeaux aufhielt, wo er sich im ersten Hotel der Stadt einlogierte.

Es war noch früh am Morgen des anderen Tages, als ihn ein sonderbares Geräusch erweckte, so ungefähr, als ob viele Personen gleichzeitig die Treppe erstiegen; da die Sache ziemlich lange dauerte, erhob er sich, um die Ursache dieses regen Verkehres zu entdecken. Auf dem Treppenabsatz sah er eine Menge Leute vor einer Tür, welche ein Plakat trug mit der Inschrift: Ärztliche Konsultation von . . . bis . . . Uhr.

Zwei oder drei Tage sah er nun immer um dieselbe Stunde dieselbe Menschenmenge seinem glücklichen Kollegen zuströmen und erkundigte sich endlich nach dem Namen desselben, worauf man

ihm antwortete: Es ist der berühmte Dr. Laurent; eine Berühmtheit, die ihm gänzlich unbekannt war.

Seine Lust, diesen berühmten Kollegen einmal zu sehen, wurde dadurch nur vergrößert und er stellte sich deshalb sehr oft auf den Korridor auf Wache, sich anscheinend die dort aufgehängten geographischen Karten und dergleichen betrachtend. Eines Tages, als er ganz in diese Beschäftigung vertieft war, sah er den „berühmten" Doktor irgend eine Respektsperson herausbegleiten. Barthez beguckte sich Laurent, Laurent ihn und auf beiden Gesichtern malte sich der Ausdruck höchsten Staunens.

„Wie, du bist's Laurent?" schreit Barthez endlich vollständig verblüfft, da er in ihm einen seiner alten, ehemaligen Diener erkannte.

„Ja, Herr Professor, ich bin es."

„Aber wie, du bist Arzt, wo bist du denn approbiert?"

„In Ihrem Hause, Herr Professor. Hören Sie, wie die Sache ging. Sie entsinnen sich wohl, daß ich sehr oft Ihren Konsultationen beiwohnte, besonders, wenn Sie in die Provinz gerufen wurden. Nun gut, ich horchte genau auf alles, was Sie sagten, außerdem las ich in meinen Freistunden Ihre Bücher und lernte viele Rezepte für Medikamente auswendig, so daß ich bald ein ganz hübsches Kapital an Wissen besaß, und Sie sehen, wie gut mir dies dient."

„Bravo, Laurent," antwortete Barthez, „aber ich wundere mich nicht so sehr über deine Geschicklichkeit, wie über deine großartigen Erfolge. Wie, zum Teufel, hast du dies gemacht? Ich bin nun schon fünfzehn Tage hier und noch kein einziger Kranker hat mich gesucht."

„Erlauben Sie, Herr Professor, daß ich mich jetzt wundere, daß Sie die Krankheiten so gut und die Welt so schlecht kennen. Bei einer Bevölkerung, wie diese Bordeaux', wie viele Personen mit klarem Verstand glauben Sie wohl, daß sich unter 200.000 Einwohnern finden? Sagen wir 2000 bis 3000. Nun gut, diese 2000 bis 3000 kennen und schätzen Sie nach Ihrem wahren Wert, die übrigen 197.000 sind mein Eigentum und da sie dumm

sind, glauben sie mir. Und die Welt, mein Meister, ist überall dieselbe; gehen wir zusammen nach Marseille oder Lyon, wir finden dieselben Tatsachen. Ich verspreche das Blaue vom Himmel und alles wird lieber zu mir kommen, als zu Ihnen, der Sie nicht mehr garantieren, als Sie können."

Hat nun Peisse nach obigem unrecht, wenn er sagt, die Medizin sei noch keine Wissenschaft, sondern eine Art Gemeingut für alle?

„Mein Pförtner", sagte er unter anderem, „wird sich nicht einen Moment bedenken, eine Krankheit zu bestimmen, ihre Ursachen zu erklären, ein Rezept zu verschreiben und die Zukunft vorauszusagen, und seine Zuhörer werden sich nicht bedenken, seinen Rat anzuhören und wohl auch zu befolgen."

Und immer ist es dasselbe Publikum, welches, nachdem es Abhandlungen über die Medizin gehalten und Therapie gelehrt und die feinsten Unterschiede zwischen Wissenschaft und Praxis hervorgehoben hat, schließlich auf den Schwindel eines Barthez'schen Dieners oder Peisse'schen Pförtners hereinfällt, zuletzt aber nicht unterläßt, seinen Unglauben über den Fortschritt der Heilkunst Ausdruck zu geben. Und in diesem Punkte müssen wir ihm in gewisser Hinsicht beistimmen.

Wenn wir, die Ärzte von heute, Zimmermann, Cabanis oder Salvandy lesen und finden, daß sie eine so hohe Meinung von ihrer Wissenschaft hatten, während sie doch nichts von all den Hilfsmitteln kannten, ohne die wir es heute nicht wagen würden, auch nur einen Schnupfen zu kurieren, darf man sich nicht mehr über das Publikum wundern, welches nur die Erfolge beurteilt, daß es die Wirksamkeit unserer Mittel in Zweifel zieht, wir müssen denken, daß, wenn wir auch heute den höchsten Stand unserer Wissenschaft erreicht zu haben glauben, in einigen fünfzig Jahren andere finden werden, daß wir wenig Ursache hatten, stolz zu sein.

Die Anatomie, Pathologie und fast neun Zehntel der Physiologie, ohne von Histologie, Semiotik, Bakteriologie und

ähnlichem zu sprechen, waren noch gänzlich unbekannt, als Ramazzino, der berühmte Professor der Universität Padua, der große lateinische Hippokrates, wie ihn einer der vielen Dichter, die sein Lob singen, nennt, von der Höhe seines Katheders ausruft: »Si ipsis Medicinae Parentibus daretur reviviscere, non parum admirarentur, quomodo Ars ista, tam longe saeculorum fluxu, quasi iners et odiosa steterit, ac postea tam brevi tempori, summum fere gloriae apicem visa fuerit attigisse.«

Und dies war vor zweihundert Jahren!

Aber das Volk hat unrecht, wenn es nicht nur an der Medizin, sondern auch an denen, die sie ausüben, zweifelt.

Wenn man immer und immer wiederholt, daß der Arzt nicht ist, was er sein könnte, müssen die Ärzte antworten: Es ist das sehr respektable Publikum, welches nicht ist, wie es sein sollte, denn der Arzt ist das, was das Publikum aus ihm macht.

Der Klient will, daß der Doktor ein Rezept schreibt und der Doktor schreibt, der Klient will, daß man ihm ein Mittel gegen das Fieber gibt, und der Doktor gibt's, er will nicht, daß man ihm die ganze Wahrheit sage, und der Arzt sagt sie ihm nicht; er bezahlt den Arzt weder mit Gold, noch Papier, noch mit Dankbarkeit und der Arzt dient ihm schlecht, das Ende ist: vult decipi und der Arzt sagt achselzuckend: ergo decipiatur.

Schon vor einiger Zeit, lange vor den Kritiken der Zeitungen dachte ich mir, es sei die Umgebung, welche die Kunst und die Künstler mache, man kann dies vielleicht nicht von der Wissenschaft sagen, aber die Heilkunst ist sicher so, wie sie das Publikum will.

Die Inschrift, welche sich am prächtigsten, schönsten Theater von Palermo befindet: »L'arte rinnova i popoli« scheint mir Nonsens, die Gesangskunst, wie jene des Pulsfühlens, wird beeinflußt durch die Umgebung, nach denselben Gesetzen der Anpassung, nach welchen sich der Hermelin im Winter weiß färbt und der Proteus blind in den Grotten des Karstes lebt.

Der Wilde hat naturgemäß mehr Zutrauen zu seinem Zauberer, wie zum berühmtesten Berliner Professor, es sei denn, daß ihm letzterer ein noch größerer Zauberer schiene wie der erste; der Bauer hat mehr Zutrauen zum Quacksalber wie zum Chirurgen, und die Charlatane existieren dank dieses Vertrauens, und zu den Ärzten haben merkwürdigerweise gerade jene das meiste Vertrauen, welche bei guter Gesundheit am verächtlichsten von der Medizin sprechen.

Es scheint sonderbar, aber ich wiederhole, es ist so.

Wenn die Medizin darin bestünde, möglichst viele Medikamente zu verabreichen, wenn sie Krebs und Tabes dorsalis für heilbar erklärte, dann hätten jene Leute recht, aber wenn die Medizin jene Kunst ist, welche die Leiden verringert, ohne dem Organismus zu schaden, welche die Naturkräfte, die zu schwach sind, sich in der Krankheit selbst zu helfen, verstärkt, welche nur wenige, aber sicher wirkende Mittel verordnet, dann werden wohl auch jene bekehrt, welche jetzt nicht glauben.

Wenn ich einen Typhuskranken mit nichts anderem behandle als mit viel Milch, viel Wasser und viel Luft, so ist dies wissenschaftlicher, rationeller und nützlicher, als Chinin und Antifebrin zu geben, welche, wie man weiß, die Krankheit nicht um einen Tag, wohl aber das Leben verkürzen.

Und man heilt einen Tuberkulösen auch nicht mit einem der vielen „Anti“ ....., welche spekulative Köpfe mit so viel Tamtam in die naiv-gläubige Welt setzen, aber indem man sich auf Betrachtung der Symptome, Hebung der Kräfte und Beförderung der Verdauung beschränkt, so ist dies jedenfalls nützlicher und gesünder, als nur der Krankheit einen Damm zu ziehen, denn der Hauptgrund jedes Übels ist doch im Körper und nicht in den Bazillen zu suchen. Jene glauben, Algen aus einem nassen Feld zu vertreiben, indem sie dieselben ausreißen, wir glauben, daß, wenn wir das Feld trocken legen, die Algen von selbst für immer verschwinden.

Ist es Skeptizismus, wenn wir den Arzneischatz immer mehr reduzieren, oder ist es nicht vielmehr eine gründliche Kenntnis der

unbedeutenden oder gar schädlichen Wirkung tausender von Arzneien, eine gründliche Kenntnis der hohen Wirksamkeit jener großen, uns umgebenden und allen zugänglichen Heilmittel, als da sind: Luft, Wasser, Kälte und Wärme?

Jene, die glauben, die Medizin habe Terrain verloren, oder doch wenigstens nur die Kunst, die Krankheiten zu kennen, sei fortgeschritten, nicht aber jene, sie zu heilen, weil sie sehen, daß gerade die besten Ärzte eine immer beschränktere Zahl von Medikamenten gebrauchen, bekämen bald eine bessere Meinung, wenn sie wüßten, welch phantastische Grundlage die alte Pharmakologie hatte.

Man kann nicht verlangen, daß sie eine wissenschaftliche, aber man könnte doch wenigstens erwarten, daß sie eine empirische Basis hatte. Dies glauben viele, selbst manche Ärzte, die nie in das Allerheiligste des Tempels Äskulaps eintraten.

Aber der Ursprung gewisser Mittel ist ein solch merkwürdiger, daß man zu träumen glaubt, wenn man ihn zum erstenma hört. Man bemerke, daß ich nicht von solchen Mitteln spreche, deren Seltsamkeit in die Augen springt, Schlangensuppe, Hundekot, Schwabenpulver und ähnliche Zauberingredienzien. Nein, ich spreche von Mitteln, welche akkreditiert, registriert und viele Jahrhunderte lang in Gebrauch waren. Der Rhabarber zum Beispiel gegen Gelbsucht, weil er gelb, das Drachenblut bei Blutverlust, weil es rot ist; Anacardium orientale war gut gegen Herzkrankheiten, weil es die Form eines Herzens hat; aus demselben Grunde heilte das nierenförmige Anacardium occidentale die Nierenkrankheiten; Tracheiden, weil sie die Form der Luftröhre haben, die Krankheiten derselben, und Saxifraga, welche in Steinen wächst und sie sprengt, war das beste Mittel gegen Steinleiden usw.

Wenn das Zitat nicht so alt wäre, könnte man es hier wiederholen: Quam parva sapientia regitur medicina!

Wie wahr ist es doch, daß die Medizin eigentlich nur eine Meinung ist!

Die einen halten sie für eine göttliche Kunst, die anderen leugnen gänzlich ihre Existenz und wieder andere glauben, ihre Aufgabe sei überhaupt, niemand sterben zu lassen und rufen mit Parini:

O debol arte, o mal secura scorta
Che il male attendi e no'l previeni accorta!

Ich kann nicht verstehen, daß sich die Menschen so sehr an dies elende Leben klammern, wie Ertrinkende an einen Strohhalm!

Ich glaube auch nicht, daß Hufelands Makrobiotik die menschliche Existenz nur um einen Tag verlängert. Man kann eine kränkliche oder gesunde Pflanze — wie Mantegazza sagen würde — sein und länger leben als jener Zirkus-Herkules, der ein volles Faß mit seinen Zähnen hoch hebt, man kann mäßig sein wie Pythagoras und doch nicht einen Tag länger leben, als einer, der lasterhaft ist, wie Heliogabalus.

Die Sache ist wenig tröstend für die Mäßigen und Tugendsamen, aber kein Mensch kann hindern, daß es so ist.

Ich lasse die Moralisten die bittersten Tränen weinen, ich lasse den Hygienisten das Problem lösen, welches so paradox aussieht und beschränke mich darauf, Tatsachen zu konstatieren.

Sei gesund wie ein Fisch im Wasser, hüte dich vor Mißbrauch jeglicher Art, trinke Kneipp-Kaffee, kleide dich in Herionflanell, rauche nicht, trinke nur Nocera Umbra-Wasser, esse nicht mehr als Moleschotts Rationen, beachte genau das sechste und zehnte Gebot und du wirst gut, aber nicht einen Tag länger leben als dein Nachbar X, der Don Juan, Säufer und Raucher, oder wie dein Freund Y, der immer kränklich ist, viertelstundenlang seine Zunge vor dem Spiegel betrachtet, dreimal monatlich ein Purgiermittel nimmt und sich scheut vor der Feuchtigkeit des Abends, den Nebeln des Morgens und den Zugwinden des Tages.

Bufalini, der große Kliniker von Florenz, war nie kräftig und nicht einen Tag bei guter Gesundheit und doch war er fünfzig Jahre lang Professor und wurde 88 Jahre alt.

Charcot, kräftig, blühend, strotzend von Gesundheit, starb mit 61 Jahren.

Es ist nicht sehr lange, daß ich in Sizilien war, um einen Neffen zu besuchen und bei dieser Gelegenheit in dem schönen Dörfchen einen alten Priester, Bezirksarzt des Ortes, kennen lernte. Er war 96 Jahre alt; ich kann nicht sagen, daß er ein großer Trinker oder Raucher war, weil diese Gewohnheiten oder Laster dort nicht existierten, aber das weiß ich, daß er eine große Schwäche für das ewig Weibliche gehabt hatte. Nun gut, als wir ihn besuchten, wo glaubt ihr, daß wir ihn fanden? Auf einem Feigenbaum, wo er eine Menge dieser deliziösen Früchte zu sich nahm. Herabgestiegen, trank er erst einen halben Liter heißes Wasser und kam dann frisch und fröhlich im Bewußtsein seiner vortrefflichen Verdauung zu uns.

Mir scheint, Lombroso habe schon an der Hand der Statistik nachgewiesen, daß „gutes" Leben und „langes" Leben nicht gleichbedeutend sind.

Aber selbst wenn Lombroso dies nicht entdeckt hätte, so wissen doch alle, die Augen haben, um zu sehen, daß zum Beispiel die Kokotten, abgesehen von kleinen speziellen Unbequemlichkeiten, sich einer beneidenswerten Gesundheit erfreuen. In Wirklichkeit ist's eben nicht wie in den alten sentimentalen Romanen, wo man sie zur Strafe für ihre Sünden ins Krankenhaus schickt und dort schrecklich enden läßt. Allerdings kommen auch von ihnen wohl welche ins Hospital, aber das größere Kontingent stellen doch brave Familienmütter und musterhafte Ehefrauen, an denen auch der strengste Moralist nicht jene Laster entdecken könnte, die solche herbe Leiden verdienten.

Den Ärzten bleibt nichts erspart! Nicht nur an ihrer Wissenschaft findet man die größten Fehler, nein, man entdeckt diese auch an ihrem Herzen und sagt ihnen nach, daß sie zu wenig Humanität haben; doch dieser Vorwurf ist unverdient.

Die Ausübung der Medizin „erfordert" nicht nur Humanität, sondern „erzwingt" sie, sie durchdringt langsam, unfühlbar das ganze

Wesen des Arztes. Die Grobheit einzelner, die scheinbare Gefühlslosigkeit vieler sind die Wirkung der Gewohnheit, eine wahre Notwendigkeit.

Die Klage über zu wenig Humanität entspringt den Beobachtungen solcher, welche nach dem Schein urteilen, und jener, welche wünschen, daß die Ärzte Missionäre, Apostel oder dergleichen seien, daß sie keine Bezahlung für ihre Leistungen nähmen, um sich Brot und Bücher zu kaufen, aber angekleidet und bei offenen Türen schliefen, um jederzeit zur Linderung menschlichen Unglücks bereit zu sein.

Und dann ist doch auch, wie Peisse schreibt, „die Humanität eine individuelle Eigenschaft", die jeder nach seinen besten Kräften üben soll, und nicht ein professionelles Attribut. Wenn die Ärzte alle Humanität für sich in Anspruch nähmen, was bliebe dann den Theologen, Philosophen und Juristen?

Es erfordert auch einen beständigen Kampf gegen die natürlichen Triebe, sich immer unter Kranken aller Art zu bewegen; einen Kampf, den der Arzt mit sich selbst kämpfen muß und welcher am stärksten in den ersten Jahren ist, woran einerseits die Jugend, anderseits die Neuheit des traurigen Schauspiels Schuld trägt, welche allen Empfindungen die höchste Stärke verleiht. Später kommt dies zwar weniger zum Bewußtsein, aber in Wirklichkeit endet der Kampf nie!

Oh! diese unsäglich peinlichen ersten Jahre des Studiums, wenn man noch glaubt, die Welt sei ein Rosengarten mit ewigem Mai, und sich statt dessen plötzlich in einer ganz anderen Welt sieht, in einer Welt, finster und kalt, nur in Intervallen von einem schwachen Lichte beleuchtet, in einer Welt, erfüllt von Blut und Klagen, von Foltern und Gefolterten!

Wie tief und unauslöschlich haben sich mir die Empfindungen dieser ersten Jahre eingeprägt!

Der Anblick des anatomischen Saales, welcher mir einen unüberwindlich scheinenden Widerwillen einflößte, einen Widerwillen,

gemischt mit einem fast kindischen Schrecken über die Skelette und zerstückelten Leichname, die in meiner erregten Phantasie zu leben und sich zu bewegen schienen. Verschieden davon, aber beinahe noch schlimmer war der Eindruck, den der große Krankensaal auf mich machte. Wie genau entsinne ich mich noch alles dessen!

Wie ich, im Begriff einzutreten, mich an der Türe festhalten mußte, weil mich ein Gefühl des Schwindels ergriff, als ob ich an einem tiefen Abgrund stünde; der große Saal, dessen Hintergrund sich im Dunkel verlor, schien sich ins Unendliche zu dehnen, ich stand wie in einem schweren Fiebertraum wohl einige Minuten unbeweglich, starr vor mich ins Leere blickend, bis mich die Stimme eines Gefährten, der mich zum mutigen Eintreten nötigte, in die Wirklichkeit zurückrief.

Die Ausübung des ärztlichen Berufes ist schmerzlich in vieler Hinsicht, man könnte ein Buch über die Physiologie des Schmerzes schreiben, wollte man alles zusammenfassen. Ein Beispiel nur: Was gibt es Schlimmeres, als vorauszusehen, wie das Leiden eines geliebten Kranken verlaufen wird? Wer entsinnt sich nicht jener Novelle von Capuana, in welcher er so peinlich genau alle Empfindungen eines Arztes schildert, der das geliebte Weib langsam, aber sicher dem Tode verfallen sieht?

Alle Söhne können sich einer, wenn auch trügerischen Hoffnung hingeben, wenn sie die geliebte kranke Mutter vor sich sehen; der Arzt kann sich von einem gewissen Punkte ab nicht mehr täuschen, er sieht viele Tage vorher schon das Ende eines Daseins, ihm teuerer als das eigene.

Anderseits sieht aber auch der Arzt, welcher die herbsten Schmerzen um das Leben seiner Lieben zu erdulden hat, seinem eigenen Ende mit dem größten Stoizismus entgegen, der Tod hat für ihn nicht die Schrecken wie für die anderen.

Selten wohl hat ein Arzt Furcht vor dem Tode, aber zahlreich sind die Fälle, daß ein Arzt Minute für Minute das Erlöschen seines Lebens beobachtete mit einer Ruhe, welche überrascht. Das „ubi vita, ibi spes“, welches der Arzt immer seinen Kranken vorhält,

hat für ihn selbst keine Geltung. Man sagte von Zimmermann, daß seine Kranken zwar manchmal das Leben, aber nie die Hoffnung verloren hätten, doch ist anzunehmen, daß er selbst die Hoffnung vor dem Leben verlor.

Wenn Schopenhauer sagt: „der Arzt sieht den Menschen in seiner ganzen Schwäche, der Jurist in seiner ganzen Schlechtigkeit, der Theologe in seiner ganzen Dummheit“, so sagt er damit, wenigstens was den ersteren betrifft, eine große Wahrheit. Für ihre Ärzte waren auch Napoleon oder Bellini stets Menschen mit menschlichen Schwächen und Leiden. Die Schwäche, welche der Kranke seinem Arzt zeigt, entspringt der Anhänglichkeit an das Leben und zeigt sich um so mehr, je mehr er sich bemüht, sie zu verbergen.

Die furchtlosesten, charakterfestesten Menschen, Redner, welche ganze Gesellschaften beherrschen, Generale mit martialischem Gebaren, sie alle verlieren den Mut unter der Macht der Krankheit, wie ein friedlicher Bürger, der, im zoologischen Garten spazierengehend sich plötzlich dem auf ihn eindringenden Tiger gegenüber sieht.

Oftmals findet man den größten Mut und die größte Ruhe bei Personen, welche im gewöhnlichen Leben zwar keine Probe von Schwachheit, aber auch keine von besonderem Mut zeigten.

Am schreckhaftesten vor dem Gedanken des Todes sind gewöhnlich Junggesellen und die Priester, das heißt die Egoisten; mutiger sind die Familienväter, welche ihr Leben lassen in der Gewißheit, daß es durch ihre Söhne eine Fortsetzung findet, am mutigsten sind die Frauen.

Daß sie widerstandsfähiger gegen die Schmerzen sind als die Männer, wissen alle Chirurgen und Lombroso glaubte auch den Grund dessen gefunden zu haben, aber Lombroso wie Mantegazza haben es nicht genug gewürdigt, daß sie auch in schmerzlosen, aber schweren, langwierigen Krankheiten stets tapferer aushalten als die Männer.

Wir haben zu Anfang des Kapitels gesehen, daß der Arzt einem Patienten manch bittere Pille verabreicht, aber nicht minder voluminös und zahlreich sind jene, welche man ihm selbst zu schlucken gibt.

Wir werden in Zukunft sehen, daß der Kampf zwischen Arzt und Klienten manchmal bis zu traurigen Folgen getrieben wird, aber wir sehen auch glücklichere Fälle von Waffenstillstand und Frieden, ja selbst Vertraulichkeit.

Neben Rhabarber und Strychnin gibt es eben auch Sirup und andere süße und angenehme Sachen.

Und eine der Genugtuungen des Arztes ist sicher auch das Bewußtsein seines eigenen individuellen Wertes und die Überzeugung, sein möglichstes zu leisten und seine Pflicht zu erfüllen, ohne jedwede Unterstützung, sozusagen „self-help“.

Denn es gibt keinen anderen Beruf, welcher den Menschen so zwingt, nur mit sich selbst zu rechnen, als gerade jenen des Arztes. Er ist kein Mitglied einer Vereinigung, er ist kein Beamter einer Behörde. Bewaffnet mit jenem gedruckten, unterschriebenen und gestempelten Papier, welches ihm der Rektor einer Universität im Namen des Königs überreicht, zieht er in die Welt, wo ihm nur seine eigene Kraft eine Stellung erringen kann.

Sein Königreich erstreckt sich aber auch anderseits über die ganze Erde, „wo Menschen sind, ist auch der Arzt“.

Gewisse australische Stämme haben keine Idee von irgendwelchem geistigen Wissen, sie haben keine Götter und daher auch keine Priester, aber sie haben Rheumatismus, folglich haben sie auch den Arzt.

Und wenn der Arzt selbst da existiert, wo's noch keine Priester gibt, so kann man wohl sagen, sein Reich hat keine anderen Grenzen als die der bewohnten Welt.

Bei jenen, auf dem primitivsten Standpunkt stehenden Menschen kann jeder sein eigener und anderer Leute Arzt sein, weil jeder leicht das ganze Wissen umfaßt.

Im zivilisierten Europa ist die Medizin in so viele Spezialitäten geteilt, als hervorragende Organe und Apparate sich in unserem Körper befinden und zwischen beiden Extremen sind alle möglichen Abstufungen vertreten. Aber diese Verschiedenheiten beweisen nur die Richtigkeit des Satzes: Wo Menschen sind, ist der Arzt.

---

2. Kapitel

Doktoren und Doktorinnen

Ein König von Polen. — Das Fieber. — Charcot und Napoleon I. — Der Landarzt. — Die Ärztin. — Was eine Frau „bei“ dem Mikroskop und am Grunde desselben gefunden hat. — Ein Altar im Tempel Äskulaps. — Kneippkur. — Der Aderlaß in Klöstern

Vor einigen Jahrhunderten hatte sich, wie Schwengel erzählt, ein König von Polen zu seiner Liebsten die Tochter eines Barbiers erwählt, oder vielmehr diejenige eines Chirurgen, weil Barbiere und Chirurgen damals noch ein und dasselbe waren. Die ganze Korporation derselben fühlte sich aufs höchste geehrt durch diese königliche Bevorzugung und stieg auch in der Achtung des Publikums um etliche Grade.

Seit jener Zeit hat die Chirurgie gewaltige Fortschritte gemacht und die höchsten Gipfel der Wissenschaft erklommen und die Kollegen des Barbiers von damals nennen sich jetzt: Durante, Billroth, Péan, Lister, Spencer Wells, Bergmann.

Die innere Medizin, welche man früher immer für etwas Besseres und Höheres als die Chirurgie hielt, hatte nicht solch weiten Weg zurückzulegen, weil ihre Jünger auch ehemals höher geschätzt wurden, aber auch hier war sehr viel zu verbessern und ist vieles besser geworden und die Verspottungen Molières wären heute ebenso unmöglich, als es lächerlich wäre, wollte man der inneren Medizin noch eine Superiorität über die Chirurgie einräumen, mit welcher sie ein harmonisches, unteilbares Ganzes bildet.

Heute sind die medizinischen Wissenschaften jenes stümperhaften Wesens entkleidet, das sie noch gegen Ende des vorvergangenen Jahrhunderts umgab, jenes fadenscheinigen wissenschaftlichen Mäntelchens,

durch welches immer noch die Zeichen ihres Ursprungs und ihrer Verwandtschaft mit Religion, Magie und anderen geheimnisvollen und dunklen Künsten durchschimmerten, sie sind jetzt positive Wissenschaften, die sich immer mehr dem Exakten nähern, und deshalb bringt man ihnen auch größeren Respekt entgegen als in vergangenen Zeiten.

Die Medizin hat allerdings jenes quid divinum, welches sie mit einer mystischen Wolke verhüllte, verloren, ebenso hat man vor dem Arzte jetzt nicht mehr jene heilige Scheu, die dem „Zauberer" galt; aber man behandelt ihn mit mehr Respekt, versagt ihm auch nicht jene Hochachtung, welche man jedem entgegenbringt, der sich einer edlen Wissenschaft widmet, die man mit der Bewunderung betrachtet, welche man allem Hohen und Edlen entgegenbringt.

Doch hat auch die heutige Medizin noch Spuren aus dem Altertum aufzuweisen, Reste einer Metamorphose, die sie seinerzeit durchgemacht hat, Erinnerungen an die Urväterzeit, gleichwie der kleine „Woolner"-Vorsprung an dem Ohrrand mancher Leute oder die „Hundezähne" bei anderen u. a. m., welche Erinnerungen unseres eigenen, niedrigen Ursprunges sind.

Auch dem Arzt haftet in den Augen des Pöbels heute noch etwas von dem „Wundertäter" an, den man vergöttert, wenn das prophezeite Wunder eintrifft, aber auch steinigt, wenn er sich geirrt hat.

Die klareren Geister fangen allerdings an zu begreifen, daß man unrecht tut, so zu denken, daß es sich nicht mehr verleugnen läßt, daß die Medizin eine Wissenschaft geworden ist, wenn sie diese Entwicklung auch erst vor nicht sehr langer Zeit genommen hat.

Wie es fast immer bei diesen Dingen geht, war der Fortschritt durchaus kein gleichmäßiger, in einigen Perioden war er gewaltig, dann trat in anderen wieder ein Stillstand ein; eigentlich schien es oft eher ein Rückschritt zu sein, verursacht dadurch, daß man in eitler Selbstzufriedenheit geglaubt hatte, jetzt genug zu wissen und nun ohne weiteres auf dem schwachen Grunde, den man bis zu solchen Momenten gefunden hatte, Gesetze aufbaute. Kam dann der Bau auf dem schlechten Fundament ins Wanken, so verließ man

ihn, ehe er ganz einstürzte, und die Arbeit des Analysierens begann von neuem.

Hier ein Beispiel! In den ersten Dezennien des vorigen Jahrhunderts glaubte man alles über das Fieber zu wissen und Boisseau sagte, man kenne ganz genau dessen Natur und Gesetze. Heute gibt es wohl keinen Arzt, welcher nicht gesteht, nicht genau zu wissen, was Fieber ist. Und seit Boisseau hat man stets an diesen Argumenten gearbeitet! Aber wir haben wohl noch nicht über den halben Weg der Analyse zurückgelegt und an die Synthese denkt vielleicht das jetzige Jahrhundert.

Und weil die Wissenschaft so langsam Molekül für Molekül in den pathologischen Laboratorien bearbeitet, weil die Erfindungen und Entdeckungen nur nach und nach in wenigen Seiten veröffentlicht werden, weil die Vorträge nicht mehr jene ciceronische Beredsamkeit entwickeln, wie in früheren Zeiten, sagt man, daß der Arzt von heute nicht mehr jenen ausgedehnten Gesichtskreis, jene Leichtigkeit zu generalisieren, jene Kathederweisheit habe, welche die Ehre und den Ruhm der Ärzte vergangener Zeiten bildeten.

Es ist Tatsache, daß man von allem leeren Akademismus, allem Konventionellen von ehemals nach und nach abgekommen ist, desgleichen ist es wahr, daß der Gelehrte heute mehr der fleißigen Ameise als dem aufgeblasenen Frosch der Fabel gleicht, aber dies hindert nicht, daß auch heute der Arzt die höchsten Höhen erreicht, die der menschliche Geist überhaupt erreichen kann.

Ich las eines Tages — ich entsinne mich nicht mehr wo — einen Vergleich zwischen Charcot und Napoleon I.; der Autor hielt diese Parallele selbst für so gewagt, daß er sich bei seinen Lesern deshalb entschuldigte. Der Vergleich begründete sich nicht nur auf eine gewisse physische Ähnlichkeit, sondern hauptsächlich auf den starken Geist der beiden und darauf, daß, wie Napoleon unter seinen Offizieren Generale und Könige suchte und schuf, so auch Charcot viele seiner Schüler zu berühmten Gelehrten machte. Was beim Lesen dieser Zeilen auf mich den meisten Eindruck machte, war, daß der Schriftsteller, wie gesagt, so quasi die Unehrerbietigkeit

entschuldigte, die er gegen das Andenken Bonapartes beging, als ob der Maßstab eines Genies sein weit verbreiteter Ruf sei. Wenn dies wäre, dann stünde ihm allerdings ein Tenor oder mittelmäßiger Literat näher als ein großer Gelehrter, denn jeder Mensch weiß, wer zum Beispiel Mascagni oder Tamagno sind, aber sehr wenige kennen die Namen von Bizzozzero und Golgi und doch kann die Wissenschaft Italiens sich mehr rühmen mit den letzteren, als mit den Melodien der ersteren. Jeder kennt wohl den Autor der „Physiologie des Weibes", aber wie viele von meinen Lesern kennen die genialen, pathologischen Untersuchungen von Mantegazza?

Für mich, ich sage es frei, steht Mantegazza, der Gelehrte, hoch über Mantegazza, dem Poeten; wie ich auch Charcot für größer halte als Napoleon.

Aber wenn nun einer meiner nichtärztlichen Leser fragen sollte: wer war Charcot? dann erkläre ich mich für geschlagen, denn dann fehlt mir der Mut, fortzufahren.

Der Arzt, wie er sich in der heutigen Literatur präsentiert, ist, wie die japanesischen Figuren in Grün, Rot, Gelb: stets schablonenhaft. Auf den Bühnen funktioniert er entweder als Nebenfigur, oder er ist eine Person, welcher man den Titel „Doktor" gegeben hat, um verschiedene intime Szenen bringen zu können, oder ein ruhiger, süßlicher Alter, welcher den Kindern Bonbons und den jungen Leuten, die dessen bedürfen, seinen väterlichen Rat gibt. Vor allem aber, und sei es auch die gesuchteste Berühmtheit, ist er ein Mann, der sehr viel Zeit zu verlieren hat und halbe Tage bei einem einzigen Klienten zubringt, der sich noch obendrein einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut. In den Romanen tritt das Konventionelle ein wenig zurück, doch auch hier findet man es fast immer.

Nicht so sehr ist dies der Fall in den besten Arbeiten Ruffinis, Balzacs, Daudets und Zolas, welche einen etwas wahreren Typus schildern. Interessant würde vielleicht ein Buch sein, welches eine

Zusammenstellung dieser ärztlichen Romanhelden und ein kritisches Examen ihrer Charaktere, der Ideen der Autoren, sowie der Originale, welche jenen vorschwebten, brächte. Drei Typen zum Beispiel, welche ich mich erinnere bei Balzac gefunden zu haben, verdienten ein Kapitel für sich, der Dr. Despleins, Arzt der großen Welt, skeptizistisch gefärbt und fein wie ein Diplomat, der Dr. Bianchon mit dem hohen Geist und der Dr...... Dr...... (o, das altersschwache Gedächtnis!), kurz jener Arzt, Philosoph und Wohltäter, der Welt unbekannt, welcher mit seinen logischen Auseinandersetzungen die Seiten des trefflichsten aller Balzac'schen Werke füllt: der „Médecin de campagne“.

Wenn ich an jene Bücher denke, welche ich in den letzten Jahren an den langen Winterabenden am Kamin oder an friedlichen Sommertagen unter den Bäumen meines Gartens gelesen habe, so erscheint vor meinem Geiste der Dr. Boucherau, eine der richtigsten Schilderungen in den verschiedenen Romanen Daudets, wiederkehrend im „Numa Roumestan“, in „Sappho“ und mir scheint, noch in manchen anderen; der Dr. Antonio von Ruffini, zu sentimental und ideal für die Bewunderer von „Rougon-Macquart“, der Dr. Ficicchia und der Dr. Lambertini aus Capuanas Novellen, der Dr. Follini aus dessen „Giacinta“, der Dr. Louvet von Bourget, welcher mit fabelhafter Schnelligkeit seine Besuche macht, die Diagnose stellt und seinen Rat erteilt, der Dr. Deberle aus „Page d'amour“, welcher alle Kränkungen erlebt, die einem Arzt, der sich in seine Klientin verliebt, passieren können, und endlich der Dr. Pascal, welcher den Titel dieses Romanes usurpiert. Auch dieser Arzt ist von dem Autor in ein gutes Licht gestellt und ohne Zweifel eine der ehrenhaftesten, gesündesten und dezentesten Personen der Familie, welche Zola in seinen naturalistischen Romanen den Lesern vorführt. Aber Dr. Pascal könnte, so wie ihn Zola schildert, ebensogut ein Notar oder Apotheker sein, für den Roman wäre es dasselbe und für Pascals Persönlichkeit auch; daß er ein Arzt ist, wissen wir, weil uns der Autor erzählt, daß er viele Stunden in seinem Studierzimmer damit zubringt, Säfte à la Brown-

Sequard zu präparieren. Diese Beschäftigung, die ihm, in Parenthese bemerkt, in Italien unter der hygienischen Diktatur Pagliani fünfhundert Lire Strafe kosten würde, kommt aber nicht in Betracht neben dem Sammeln der Dokumente, womit er seine ganze übrige Zeit ausfüllt, und welch letztere Arbeit jedenfalls auch ein Ignorant in ärztlichen Dingen ausführen könnte.

Wollte man noch diejenigen Schilderungen, welche zweihundert Jahre zurückliegen, in Betracht ziehen, so müßte man sich auch der Ärzte erinnern, die Molière auf die Bühne stellte, aber es ist unnütz, nach so langer Zeit darüber zu diskutieren, ob Monsieur Poquelin recht oder unrecht hatte, die perückentragenden Doktoren seiner Zeit so zu verspotten, doch scheint es, daß er ein wenig recht hatte, weil sich sofort Leute fanden, welche es für nötig hielten, die Ärzte zu verteidigen, wie Boulanger de Chalussay mit seinem »Clomire hypocondre ou les médecins vengés«, mit welchem er im Jahre 1670 ebenso glänzend Fiasko machte, wie bei den Nachkommen, und wie viele von meinen Lesern wissen heute wohl, daß ein Monsieur de Chalussay existiert hat?

Aber man mag ihn Pascal oder Bianchon nennen, er mag von Daudet oder Dossi geschildert sein, der Arzt von heute nimmt stets eine solche Stellung in der Achtung seiner gebildeten Mitmenschen ein, daß eine Schilderung à la Molière keinen Anklang mehr fände. In den Städten beschränkt sich des Arztes soziale Wichtigkeit allerdings auf die gute Behandlung seiner Kranken. Sein Einkommen wird je nach Verdienst und Glück bald größer, bald geringer sein, aber er übt keinen Einfluß aus auf die Welt, in der er lebt.

Auf dem Lande liegt das Verhältnis anders, der soziale Einfluß des Landarztes ist fast ebenso groß und wichtig, als derjenige des Priesters. Hier gibt er Rat, Beispiel und Ermutigung, er ist — oder soll es doch wenigstens sein — der Vorkämpfer im Kampfe des Lichtes mit der Finsternis, der Wahrheit mit dem Vorurteil, er muß das

Beispiel der Selbstaufopferung schweigend und ständig geben. Spröde und rauh ist der Boden, den er bebaut, hart und steinig der Weg, den er wandelt, enorm die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, aber er darf deshalb seine Pflicht nicht vernachlässigen, den Kampf nicht aufgeben, ohne schwere Gefahr für die menschliche Gesellschaft. Der junge Bauer, der den Arzt seines Dorfes vor einer Epidemie hatte fliehen sehen, würde wohl auch dem Feind den Rücken kehren, wenn das Vaterland ihn ruft.

Arme, großmütige Landärzte, unbekannte Philosophen, Wohltäter, denen keiner ein Denkmal setzt!

Wieviel weniger undankbar wäre die Welt wohl, wenn sie euere Selbstverleugnung, eueren Opfermut kennen würde!

Ich hatte, das heißt ich habe noch einen Freund, unter meinen wenigen Freunden der erste, welcher auf der Schule großmütig mein Latein korrigierte und mich geduldig am Rockzipfel festhielt, als ich drohte, Lyriker werden zu wollen.

Auf der Universität bemerkte man ihn kaum, denn er hatte keine jener glänzenden Eigenschaften, nichts von Strebertum und den kleinen Eitelkeiten, welche dort die erste Rolle spielen. Nur während des Examens, als er eines nach dem andern glänzend bestand, stießen sich die Kommilitonen mit den Ellbogen, sich gegenseitig fragend: wer ist jener? Er hatte das Zeug zu einem, ich will nicht sagen zum ersten Arzt einer großen Stadt, das nicht, aber zum ersten Kliniker einer großen Universität und beides scheint mir ziemlich verschieden.

Gegen Ende der Universitätszeit mußten wir uns trennen, ich ging weit weg und hörte einige Jahre nichts von ihm, bis endlich eines Tages ein Brief kam, in welchem er mir schrieb, er sei es müde, Militärarzt zu sein, auch ekle ihn das städtische Leben an, er habe seine Entlassung erbeten und ginge nach Tarantasia.

Tarantasia?? Wo, zum Teufel, ist Tarantasia? frage ich mich und dachte natürlich an irgendeinen Punkt des dunklen Erdteiles. Erst nach langem, mühevollem, geographischem Studium entdeckte ich, daß Tarantasia einfach in Savoyen sei. Nun, dann

ist es gewiß ein köstliches Fleckchen Erde, um dort den Sommer zu verbringen, dachte ich und beschloß, den Freund nächsten Sommer zu besuchen.

Diesen Beschluß führte ich auch aus und fand meinen Freund älter und philosophischer als früher, als Arzt in einem Kanton, 1500 Meter über dem Meere, aber trotzdem in einem Tal, von welchem man den Himmel wie vom Grunde eines Brunnens sah und in welches die Sonne nur für drei Monate des Jahres eindringen konnte. Der Isère stürmte unter seinen Fenstern dahin, deren Existenz auch durch einen ständigen heftigen Wind sehr bedroht gewesen wäre, wenn mein Freund mit dem praktischen Sinn, der ihn auszeichnet, sie nicht durch die zwei Teile der Forceps gut versichert hätte.

Er war der einzige Arzt in sechs oder sieben Dörfern, welche längs des Flusses in einer Länge von zirka dreißig Kilometern und in Höhenunterschieden von fast tausend Metern zerstreut lagen.

Das Zurücklegen dieser enormen Distanzen wäre seiner kräftigen Konstitution nicht schwer gefallen, wenn nicht der Winter gewesen wäre — und er war länger als der Sommer! — in welchem er sich erst den Weg durch den Schnee bahnen mußte.

Und welch ein Schnee! In Wirklichkeit habe ich ihn nicht gesehen, aber seine Folgen. Ich entsinne mich, daß eine Straße, die zwei Dörfer verbindet und auf einer Seite durch den Fluß, auf der anderen von glatten, nackten Felswänden begrenzt ist, statt Kilometersteinen bescheidene, schwarze Kreuze zeigte mit der Inschrift: Hier starb N. N., getötet durch Lawinensturz, am . . . . . April oder Mai.

„Und du gehst hier auch im April oder Mai?“ fragte ich meinen Freund, den ich auf seinen Besuchen begleitete.

„Ja, aber nur, wenn man gehen kann, denn zu Zeiten ist es absolut unmöglich.“

„Arme Kranke, bedauernswerter Arzt!“

Natürlich versuchte ich für kurze Zeit, seine Mühen zu teilen,

aber wenn wir nicht in der besten Jahreszeit gewesen wären, hätte ich es wohl nicht so lange ausgehalten.

Zu alldem gab's auch hier Gemeinden, die nicht bezahlten, Leute, welche den Arzt verleumdeten, und Kollegen, die ihm den Krieg erklärten. Besonders der Sohn eines dortigen Gutsbesitzers, welcher in Paris studiert hatte, bemühte sich sehr um den beneidenswerten Posten meines Freundes.

Nach einigen Jahren hatte letzterer denn auch genug von all dem Schnee und ich glaube auch genug von dem Pariser, er trank also ein Gläschen Genèvre, brannte sich sein Pfeifchen an, nahm seinen Stock und ging längs des Tales über den kleinen Sankt Bernhard in seine Heimat zurück.

Um die moralischen und physischen Mühen des Landarztes zu ertragen, muß man aus einem festen, widerstandsfähigen Stoff gemacht sein, über welchen nicht jeder verfügt. Die Söhne der Städte befinden sich schlecht dabei, sie können nicht leicht standhalten; wenn sie es wirklich einmal für kurze Zeit probieren, suchen sie doch bald wieder in ihr gewohntes Leben zurückzukehren.

Glücklicherweise wird bei unserem Beruf das größte Kontingent vom Lande und den kleinen Städten gestellt und nur wenig aus großen Städten. Die Städter ziehen andere Berufe vor, hauptsächlich die Advokatur.

Ich öffne z. B. die letzten Jahresberichte der Universität Turin und finde, daß unter den Jusstudierenden 25 Prozent derselben aus Turin und 40 Prozent aus Städten mit mehr als 20.000 Einwohnern stammen, unter den Medizinern aber nur 10 Prozent aus Turin, 15 Prozent aus anderen Städten, der Rest aber vom Lande kommt. Und dasselbe Verhältnis ist auch an allen anderen Universitäten. Das Landvolk, als die große Quelle des Lebens und gesunden Blutes, strömt so in die Städte, die Herde des Lasters und der Anämie, die robusten, mäßigen Söhne desselben liefern nicht nur ihren Dörfern jene Ärzte, die den Strapazen gewachsen sind, sondern dringen auch in die Städte und werden dort oft die besten mit ihrer derben Einfachheit.

Man suche zwischen den großen Ärzten der größten Städte und man wird finden, daß viele von ihnen aus ganz obskuren Dörfern stammen.

Welche enormen Schwierigkeiten mußten sie überwinden, welch titanische Kämpfe ausfechten, diese zähen Söhne der Äcker, um allein, ohne Mittel, ohne Protektion, ohne Künste sich einen Weg zu bahnen durch den wilden, rücksichtslosen Kampf der Städte.

Wieviel Willenskraft, wieviel durch Generationen aufgespeicherte Energie verbrauchte wohl der unbekannte Sohn des Müllers von Chateaudun, bis er der berühmte Péan wurde, der erste Chirurg Frankreichs, der Operateur, der eine Million jährlich verdient!

Wer nie den Arzt auf dem Lande machen kann, wer aber auch in den Städten als solcher sich nicht in die Höhe schwingen wird, das ist die Frau als Arzt.

Bekanntlich wurde die Universität Bologna durch einige Frauen berühmt, oder, was vielleicht korrekter, wenn auch nicht so höflich wäre, die Frauen wurden durch die Universität berühmt.

Am 29. Februar 1676 hielt in der großen Aula jener Universität in Gegenwart des Bürgermeisters, des Nuntius, des Erzbischofs und anderer Würdenträger das erst zweiunddreißigjährige Fräulein Laura Bassi eine Dissertation über Anatomie in lateinischer Sprache und hernach die Disputation mit den Professoren der Anatomie unter allgemeinem Beifall.

Ich habe leider die Dokumente jener Zeit nicht vor mir, um klar zu sehen, wieviel von diesem Beifall der Gelehrten und wie viel der Frau galt, aber jedenfalls bekam letztere ihr gut Teil, denn einmal befand man sich im goldenen Zeitalter der Galanterie und dann erzählen auch die Chroniker, daß Laura Bassi nicht nur gelehrt, sondern auch sehr schön war.

Aber soviel Aufsehen sie seinerzeit machte, als Gelehrte hat sie wenig Spuren hinterlassen; gewiß ist, daß ihr Name nicht neben jenem Bichats, welcher im Alter von zweiunddreißig Jahren schon starb, bestehen kann, ich glaube, daß überhaupt nichts mehr von

ihr besteht. Auch nichts von jener Anna Morandi, welche 1760 einen anatomischen Lehrstuhl in Bologna innehatte, nichts auch von Maria Dalle Donne, welche Direktorin der Hebammenschule war.

Seit jener Zeit hat nichts den Frauen verwehrt, sich der Medizin zu widmen, einige studierten auch, aber bis zu dem Moment, wo ich schreibe, hat keine dem Bau der Wissenschaft einen Stein beigefügt und wäre er auch nicht größer als eine Nuß. Seit zwanzig Jahren sind in den Universitäten Italiens stets einige Studentinnen eingeschrieben, welche Ärztinnen werden. Und was weiter? Was ist dann mit ihnen? Außer einer oder zwei, welche als Planet eine Sonne am Himmel der Wissenschaft umkreisen, ist keine ad astra gestiegen, weder wissenschaftlich noch praktisch und da ich auch von jenen nicht mehr sprechen gehört habe, wünsche und hoffe ich, daß sie wieder zu den Frauen zurückgekehrt sind.

Im Ausland liegen die Verhältnisse ziemlich gleich. Das gelehrte Deutschland hat ihnen allerdings ohne viel Zeremoniell die Pforten seiner Universitäten verschlossen, aber auch andere Staaten, die galanter waren, würden nicht viel an ihnen verlieren.

In England können seit 1888 die Frauen sich der Medizin und Chirurgie widmen, aber nur wenige machen von dieser liebenswürdigen Erlaubnis Gebrauch, obwohl man denken sollte, daß sie gerade in jenem Lande mehr auf diesen Weg gelockt würden, durch die größere Freiheit, welche dort die Mädchen genießen, durch den Respekt, mit welchem man sie überall behandelt, und nicht zum wenigsten durch die Aussicht auf eine lukrative Position in Indien.

Sagte doch der Kanzler der irischen Universität in seiner Eröffnungsrede vergangenes Jahr: „Wenn man bedenkt, daß in den orientalischen Besitzungen Großbritanniens Millionen Frauen lieber unter den heftigsten Schmerzen sterben, als daß sie einem Arzt erlauben, ihr Gesicht zu sehen, oder mit ihnen in irgendeiner Weise umzugehen, begreift man, welch weites Feld sich in jenem Weltteil den Medizin studierenden englischen Frauen öffnet."

In Paris sind alle Jahre eine ziemliche Anzahl Frauen an der medizinischen Fakultät inskribiert; so fand ich z. B. 1885

deren 78. Und was wird aus ihnen allen? Bis jetzt hat sich darunter nur eine Amerikanerin, Fräulein Plumpke, ausgezeichnet, welche im Laboratorium Vulpian, das auch vom starken Geschlecht viel besucht wird, studierte und dort ganz bemerkenswerte Sachen über die Struktur der Nerven bei sogenannter **Paralyse radicularis** fand.

All dies fand sie am Grunde des Mikroskopes, außerdem fand sie neben demselben noch einen ausgezeichneten Mann, den Dr. Dejerine, welcher das gleiche Studium mit ihr betrieb und der jetzt eine wissenschaftliche Berühmtheit ist.

Mantegazza, immer galant gegen die Frauen, sucht zwar in einigen diesem Zweck gewidmeten Seiten zu beweisen, daß die Frau eine besondere Fähigkeit zum praktischen Arzt habe, aber im Grunde beweist er nur, daß sie eine gute Krankenpflegerin, voll Herz, Vorsicht und Delikatesse ist und dies wußte man schon lange.

Mantegazza zitiert zum Beweis seiner Behauptungen auch Cellis Abhandlung über „die Frau und die soziale Hygiene“, aber auch ich habe dies gelesen und daraus nur ersehen, daß: 1. in England unter den vielen auf die allgemeine Wohlfahrt bedachten Gesellschaften, welchen ausschließlich oder größtenteils Frauen angehören, sich auch eine befindet, welche sich der sozialen Hygiene widmet, und daß 2. zu wünschen wäre, daß auch in Italien die Damen, statt die Magd in einem Winkel hinter der Treppe schlafen und den Kutscher stundenlang vor dem Theater ꝛc. frieren zu lassen, besser täten, eine sanitäre, hilfsbereite Gesellschaft zu gründen und ihre freie Zeit dem allgemeinen Wohl zu widmen.

Aber daß die Frauen Ärzte machen können oder sollen, habe ich nirgends gefunden und der Autor — man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — hatte wohl auch gar nicht die Absicht, dergleichen zu schreiben.

Ich selbst will nicht das Gegenteil behaupten, obwohl ich ziemlich davon überzeugt bin, und ich glaube, der größte Teil der Frauen mit mir.

Die Frage der Doktorinnen verdient eine weitläufigere, gründlichere Abhandlung, als ich in diesen Blättern geben kann, und

auch einen vorurteilsloseren Anwalt, als mich, dessen Ideen über die Frauen mehr als lombrosianische sind, der fast wie Baudelaire glaubt, sie seien in wissenschaftlicher Beziehung „wasserdicht“. Lassen wir also die Frauen in Frieden und weil der Gedanke an sie mir die Veränderlichkeit der Mode ins Gedächtnis ruft, sprechen wir von dieser.

Auch im Tempel Äskulapius' ist nämlich dieser launischen Gottheit ein Altar errichtet. Zu jeder Zeit gab es vorherrschende Merkmale in der Behandlung der Krankheiten und die Variationen dieser Merkmale in längeren oder kürzeren Zwischenräumen bilden die Mode.

Die Ärzte, welche stets darauf bedacht sind, das Ansehen ihrer Kunst hochzuhalten, gestehen es allerdings nicht gern, daß auch die Medizin der Göttin Mode huldigt, aber wahr ist es deshalb doch, daß sie ihr Szepter, wie über den Farben der Kleider und die Formen der Hütchen, auch über die Rezepte des Arztes und die Arzneien des Apothekers schwingt. Wer freilich immer nur das Ideal der Medizin vor Augen hat und sich in die Illusion einlebt, die Regeln der Heilkunst seien etwas Absolutes, wie die Lehrsätze Eukleides, wird nicht an die Unbeständigkeit ihrer Prinzipien glauben wollen und nicht daran, daß ein Mittel, das heute gut ist, morgen schädlich sein kann, aber wer den schwachen Grund bedenkt, auf welchem alle Gesetze aufgebaut sind, wer den Durst des Kranken nach Leben und Gesundheit in Betracht zieht und den Nachahmungstrieb und die Einbildungskraft, welcher Tausende von Kranken z. B. nach Lourdes treibt, welcher Epidemien von Selbstmord und Hysterie verursacht, kann sich leicht von der Möglichkeit einer Mode auch in medizinischen Sachen überzeugen lassen.

Man erzählt sich eine Anekdote von Dr. Bosquillon, die vor fünfzig Jahren spielte. Dieser vielbeschäftigte Mann trat eines Tages sehr rasch in seinen Krankensaal und da er nicht Zeit hatte, jeden Kranken einzeln vorzunehmen, ließ er sich nur von den Wärtern das Wichtigste berichten und sagte dann, zu seinem Assistenten gewandt, mit lauter Stimme: „Gebt heute den Kranken auf der rechten Seite Abführmittel, jenen auf der linken laßt zur Ader!“

Wenn diese Anekdote auch erfunden wäre, so würde sie doch ein Bild geben von der Verbreitung und dem Ansehen, welche gewisse Heilmethoden zu manchen Zeiten genießen. Vor einigen Jahren hätte wohl mancher Arzt im gleichen Falle gern gesagt: gebt der rechten Seite ein Bad und der linken Chinin und heute würden viele sagen, laßt sie alle in Frieden, die Natur wird helfen.

Wie entsteht die Mode in der Medizin? Wer macht sie? Man wird antworten, das weiß niemand und doch weiß man es sehr gut. Man weiß, daß die Modegesetze heute vom Strande der Spree kommen, wie vor einigen Jahren von jenem der Seine, wenn auch einige Länder, z. B. England, sich trotz des offiziellen Modells noch Spuren ihrer Originalität bewahren und daß einige energische Persönlichkeiten, wenn sie sich auch in der Hauptsache unterordnen, doch sich besondere Typen bilden und so eine Mode in der Mode schaffen. Charcot hängte seine Kranken, die an Tabes dorsales litten und alle anderen Kliniker hängten auch die ihren, mit welchem Resultat, weiß man noch nicht. Liebermeister brachte seine Fieberkranken ins Bad und alle Aerzte der zivilisierten Welt steckten auch die ihrigen unter Wasser.

Es ist ein sonderbares Schauspiel, zu beobachten, wie die Mode heute sich so viel rascher erneuert und ausbreitet, als in früheren Zeiten, u. zw. desto rascher, je mehr die Kommunikation erleichtert wird und die großen Kulturzentren sich ausdehnen. Wird heute in Berlin auf den elektrischen Knopf gedrückt, so läutet es gleichzeitig in allen Universitäten der Welt und jede derselben strahlt auch sofort wieder das empfangene Licht auf ihren wissenschaftlichen Amtsbezirk aus. Das Heilmittel, das heute in München akkreditiert wird, ist in nicht längerer Zeit, als ein Postpaket braucht, auch in Madrid in Verkehr und einige Tage später kann man es im elendesten Nest von Kastilien erhalten.

Ein Blick auf die Geschichte der Medizin, oder für mich meine Erinnerungen, genügt, um unzählbare Beispiele für die Parteilichkeit der Mode zu finden, für den Enthusiasmus, mit welchem oft eine

Methode, eine Neuheit begrüßt wird. Ich zitiere nur solche Dinge, die mir zufällig ins Gedächtnis kommen.

Vor einiger Zeit sah man den Hypnotismus von Danot auf alle Bühnen Europas gebracht und von Charcot in Paris wissenschaftlich angewandt und einige Jahre wurden alle Kranken hypnotisiert und suggestioniert, ja man trug sich sogar beinahe mit dem Gedanken, auch in der Chirurgie Hypnose anzuwenden. Es war eine Epidemie des künstlichen Schlafes, eine Suggestion von Suggestionen.

Aber wie sagt doch Ben Akiba?

Ein Jahrhundert früher sah man ganz ähnliche Dinge.

Damals hatte Mesmer in Paris eine Epidemie erregt und der Mesmerismus war kaum weniger heftig und berühmt, als in unseren Tagen der Hypnotismus. Und wie die modernen Hypnotiseure, bevorzugte auch Mesmer die Frauen.

Ein schöner Mann, prachtvoll in Lila-Atlas und die feinsten Spitzen gekleidet, ein gewandter, eleganter Redner, besaß er alle Eigenschaften, um einen unwiderstehlichen Einfluß auf die Frauen auszuüben, zu alledem hatte er noch den Vorzug, ein Fremder zu sein.

Ganz Paris lief ihm zu, die Damen vergötterten ihn und stritten sich um ihn und in kurzem fehlte ihm die Zeit, seine Klienten einzeln zu behandeln.

Er sammelte also Klienten und Klientinnen, wirkliche und eingebildete Kranke in Gruppen von zehn bis fünfzehn. Diese wurden nun um eine Wanne gruppiert, welche mit Eisenspänen und Glassplittern und zwei Reihen symmetrisch geordneter Flaschen und zuletzt mit Wasser angefüllt und mit einem Brett bedeckt war, aus dessen Öffnungen Glasstangen hervorragten. Die Patienten mußten diese Glasstangen festhalten und waren so mit dem Inhalt der Wanne und außerdem noch mit Seilen unter sich verbunden.

Mesmer berührte nun einen um den anderen mit seinem Glasstab oder mit seinen Händen und mit Hilfe eines Harmoniums, seiner Blicke und seiner Gesten fielen die hypnotisierten Patienten einer nach dem anderen in Konvulsionen.

Mesmers Nachfolger waren Puysegur und Cagliostro und seit dieser Zeit erschien der medizinische Mystizismus unter dem Namen Magnetismus, Hypnotismus oder Spiritismus und verschwand wieder in kurzen oder längeren Intervallen, jedesmal mit dem Anscheine der Neuheit auch neuen Enthusiasmus erregend.

Und das Wasser? Gibt es in der Geschichte der Hydropathie nichts ähnliches? Allerdings ist die Basis der Kur hier eine materiellere, fühlbar und sichtbar, aber auch dieses Heilmittel hatte Erhöhungen und Erniedrigungen erlebt, es hatte seine Propheten und Verächter, Zeiten, in welchen man es mit allen Tugenden, auch mit solchen, die es nicht hatte, ausschmückte, und Zeiten, in denen es von allen verlassen wurde. Hochinteressant ist in dieser Hinsicht die Geschichte eines der heiligen Väter der Hydropathie.

Prießnitz war nichts weiter als ein armer Gastwirt in Gräfenberg, welcher gewisse Praktiken, die er sich von einem Hirten angeeignet hatte, dazu benützte, sich selbst von den Folgen eines Sturzes vom Pferde zu heilen. Durch den guten Erfolg ermutigt, ließen sich bald auch seine Mitbürger in den gerade bei Gebirgsbewohnern so häufigen Unfällen, wie Kontusionen, Frakturen und dergleichen von ihm kurieren. Sein Ruf verbreitete sich rapid in Österreichisch-Schlesien und bald kam von allen Städten und Dörfern immer mehr und mehr Zulauf, genau wie in diesen letzten Jahren bei Kneipp. Wie gewöhnlich legten sich die Puritaner unter den Ärzten ins Mittel, um ihn am Begießen seiner Patienten zu verhindern und wie gewöhnlich war die Verfolgung auch hier die wirksamste Reklame, welche den Ruhm und das Verdienst des Verfolgten ins Unendliche vergrößerte; er trug denn auch den Sieg über seine Bekämpfer davon, indem er von der österreichischen Regierung ermächtigt wurde, Wasserheilanstalten zu errichten. Nun wandelte er also seine Wirtschaft in ein Kurhaus um und statt der Bauern kamen allmählich die Berühmtheiten der politischen und gelehrten Welt. Im Jahre 1830 unterwarfen sich fünfzig Personen

den Regeln der strengsten Hygiene und den verschiedenartigsten Wasseranwendungen und wenige Jahre später waren es deren mehr als tausend.

Der unerwartete kolossale Erfolg scheint den Charakter des alten, durch das Wasser reich gewordenen Wirtes aber nicht verbessert zu haben, denn Schedel schreibt 1845 über ihn: „Die Ärzte sind bei Prießnitz schlecht angesehen und behandelt, sowohl von ihm als von den Kranken. Sein Zorn über sie scheint sich vergrößert zu haben, seit er ihre Verfolgungen nicht mehr fürchten muß, denn er fürchtet jetzt die Konkurrenz, welche sie ihm durch Gründung vieler Wasserheilanstalten in den verschiedensten Ländern bereiten könnten. Die Idee, daß man auch nach Gräfenberg gehen könne, ohne die Absicht zu haben, ein gleiches Etablissement zu gründen, nur des Studiums halber, scheint ihm und den Seinen unglaublich und alle meine Versicherungen in dieser Beziehung bringen ihn auch nicht um Haaresbreite von seiner Meinung ab. Übrigens findet man in Prießnitz — wissenschaftlich gesprochen — nicht den freimütigen, sicheren Mann, dessen Taten auf seiner Überzeugung beruhen, noch mehr, es ist viel Falsches in seinen Blicken und in seiner Weise, welches einen zu Zweifeln auch an unumstößlichen Tatsachen treibt. Die schlechte Behandlung, die er den Ärzten angedeihen läßt, ist um so ungerechter, als gerade sie seine Methode vor den schädlichen Übertreibungen seiner Parteigänger und vor der Vergessenheit bewahren, welcher der Name Prießnitz sonst in einigen Jahren anheimfiele."

Und sah man denn in unseren Tagen in Deutschland sich nicht wieder den Enthusiasmus erneuern, den ehemals Prießnitz hervorgerufen hatte?

Auch in diesem Falle war es kein Arzt, welcher mit einigen hydropathischen Praktiken die halbe Welt gesund machte, sondern ein simpler Landpriester.

Durch den Gebrauch einer gewöhnlichen Gartengießkanne zog der Pfarrer Kneipp Tausende von Personen nach Wörishofen und hielt über seine Gießerei eine Serie von Vorträgen in Berlin und

anderen Orten von einer unglaublichen Gewöhnlichkeit für ein Land wie Deutschland und vollgepfropft mit physiologischen Irrtümern! Tausende hörten hier das Evangelium des Wasserpropheten, die Proselyten waren Legion, man bildete einen Kneipp-Verein, welcher eine rege Tätigkeit entwickelte durch Veröffentlichung von Broschüren, Büchern und Zeitschriften.

Ich wohnte einem dieser Vorträge in Berlin bei und fand mich zufällig neben einem deutschen Arzt, welcher natürlich seine Zweifel darüber hegte, daß es gar so heilsam sei, das Leben eines Frosches zu führen. Ohne mich auch als Arzt zu erkennen zu geben, fragte ich ihn über seine Meinung und wie es denn käme, daß in einem Lande, so streng in seinen Gesetzen und Rechten, nicht die Obrigkeit, die Universität, oder die medizinische Gesellschaft gegen diese illegalen Übungen protestieren.

„Aber weshalb? Man muß bedenken, daß Tausende von den hier Anwesenden ohne die Suggestion dieses Priesters vielleicht nie ein Bad nehmen würden, und ich zweifle, ob es manche nicht auch jetzt noch unterlassen. Man läßt ihn gehen, das Gute seiner Methode wird bleiben, das Überflüssige verschwinden und man wird solange nicht mehr davon sprechen, bis ein neuer Kneipp kommt und der Welt verspricht, mit vier Wassertropfen die Asthmatiker, Diabetiker, Blinden und Tauben und vor allem diejenigen, die stark sind im Glauben, von allen Übeln, an denen sie leiden, zu heilen."

Und die Mode des Aderlasses? Die existiert noch in gewissen Ländern, wo sich die schwangeren Frauen ohne eine Störung gewohnheitsmäßig mehr als einmal zur Ader lassen und man jeden Schwindelanfall mit der Lanzette behandelt. Der größere Rest hat sich noch in der Veterinärkunde erhalten, denn man läßt die Pferde bei jedem Übel und manchmal auch ohne dieses, nur um vorzubeugen, z. B. im Frühling, zur Ader.

Brissaud erzählt, daß in den Klöstern, wo man nichts dem Zufall überläßt, die Regel des Aderlasses in gewissen Perioden

bestand; bei den Karthäusern z. B. fünfmal, bei den Prämonstratensern viermal jährlich. Die Feste Sankt Valentin und Sankt Matthias wurden durch besonderes Blutvergießen gefeiert:

> Seigneur du jour Saint Valentin
> Fait le sang net soir et matin
> Et la saignée du jour devant
> Garde des fièvres en tout l'an.

Interessant ist es, die Vorfälle in den Übergangsperioden zu beobachten. Jeder entsinnt sich wohl noch der unedlen Diskussion gelegentlich Viktor Emanuels Tod, welcher durch eine schwere Lungenentzündung herbeigeführt wurde. Ich habe in meiner Bibliothek noch zwei von den damals erschienenen Broschüren, die eine von Dr. Giordano von Neapel, welcher bei Cantani und Tommasi studierte, die andere von Dr. Venanzio Santanera, Turiner, guter Praktiker aus der alten, sehr blutigen Riberi-Schule.

Beide waren darin einig, daß die behandelnden Aerzte Königsmörder seien, nicht mehr und nicht weniger, aber die Begründung dieses kollegialen Vorwurfes war sehr verschiedener Art, denn Dr. Venanzio fand, daß sie unbegreiflicherweise unterlassen hätten, die nötige Anzahl Aderlässe zu machen, welche den König bestimmt gerettet hätten, und nach Dr. Giordano hatten Bacceli, Bruno und Saglione den König getötet, weil sie ihn einigemale zur Ader gelassen hatten!

Es gab also eine Zeit, in welcher die Mode des Aderlasses, des „Vampirismus“, wie Moleschott sagte, dominierte, aber es gab auch fast gleichzeitig eine etwas kürzere Periode, in welcher man nur von Anämie sprach.

Das Blut und seine Krankheiten sind auch heute noch wenig bekannt, man kennt zwar genau die Größe, Anzahl und die chemischen Eigenschaften der drei Gattungen von Körperchen, welche sich im Blute finden, aber man weiß nur sehr ungenau, woher sie kommen, wohin sie gehen und welche Beziehungen sie unter sich haben. Als die Pathologen Herren des Mikroskops wurden und anfingen, das Blut zu studieren, glaubte man, sie würden

nun gleich auf den Grund aller Dinge kommen und alle Krankheiten rührten von der ungenügenden Zahl der roten Blutkörperchen her, der Anämie.

So wurde auch die Anämie eine Modekrankheit, als welche sie auch in der Konversation der Laien jeden Moment besprochen wurde. Heute sprechen von Anämie nur mehr die Ärzte und auch diese nur, wenn sie wirklich existiert; statt dessen sind heute andere Krankheiten auf der Tagesordnung: Magenerweiterung, Überanstrengung, und last not least Neurasthenie.

Weil wir jetzt schon die Mode behandeln, möchte ich doch auch noch einige Bemerkungen über jene machen, die darin besteht, die wissenschaftliche Nomenklatur zu verändern. Auf mich hat es, obwohl ich Arzt bin, stets einen sonderbaren Eindruck gemacht, daß man seit kurzer Zeit, namentlich in den letzten Jahren, den Namen eines Klinikers dadurch unsterblich zu machen sucht, daß man eine Krankheit, die er zuerst speziell studiert und beschrieben hat, nach ihm benennt.

Es ist dies eine makabre Methode, welche einem unwillkürlich an das erinnert, was den Namen des Dr. Guillotin berühmt gemacht hat.

Wenn wir so fortfahren, wird bald jede Krankheit den Namen eines verstorbenen oder noch lebenden medizinischen Ehrenmannes tragen, manche davon vielleicht zwei und mehr, denn jede Nation möchte doch das Vaterland dessen sein, der zuerst diese oder jene Krankheit geschildert hat, so haben wir z. B. schon die Flajani'sche Krankheit, d. h. bei uns so, im Auslande aber Basedow'sche Krankheit genannt. Bis jetzt gibt es schon eine Bright'sche, Weil'sche, Thomsen-Marie-Parkinson-Morvan-Friedreich-Stokes-Adams-Hogdkin-Raynaud-Landry-Dubini-Bergeron-Corrigan-Huntington-Krankheit, sowie noch viele andere, welche hier nicht nötig sind zu nennen.

Es ist doch auch zweifellos eine Mode, den Krankheiten Namen zu geben, aus welchen man nicht ihren Charakter rc. erkennen kann,

und das erinnert mich an eine Sitte, die unter den sizilianischen Bauern besteht, bei welchen man den Namen der Hautrose nicht nennen darf, man macht statt dessen irgend eine Umschreibung oder sagt ohneweiters: die Krankheit, die man nicht nennen kann. Ich kenne den Grund dieses Vorurteils nicht, aber ohne Zweifel ist es ein anderer als jener, aus welchem man manche Krankheiten niemandem, ja sich selbst nicht eingestehen mag.

Selten wird ein Podagraleidender sagen, daß er Gicht hat, er wird vorgeben, Rheumatismus zu haben. Sagt einer Frau, sie sei lymphatisch und sie wird euch dies ihr Leben lang nicht verzeihen, wenn ihr aber sagt, sie sei nervös, so wird sie dies für ein Kompliment halten, weil nervös und geistreich sein, ihr gleichbedeutend dünkt. Lymphatisch will niemand sein, ich glaube, selbst Rousseau hätte, wenn er es gewesen wäre, dies unter der schmutzigen Wäsche seiner „Confessiones“ verborgen. Und er hatte deren nicht wenig!

3. Kapitel

Erfahrung

Alte und Junge. — Er hat keine Erfahrung! — Die Wahl des Arztes und jene der Frau. — Ärztliche Typen. — Demokratie und Ärzte. — Cholerazeiten

Ich habe in meinem Leben unendlich oft ein altes Sprichwort wiederholen hören, aber wohl noch öfter die dem Sprichwort widersprechenden Tatsachen gesehen. Das Sprichwort heißt: Alter Arzt und junger Chirurg; und mit den Tatsachen steht es so, daß der alte Arzt durchaus nicht immer dem jüngeren vorzuziehen ist. Heute wünscht alles junge Ärzte und es ist nichts als die Tradition, die alten Vorurteile und die Tyrannei der anerkannten Meister, welche alle jene, die sich noch blonder oder schwarzer Haare zu erfreuen haben, zwingen, Jahr für Jahr an den Stufen des Ruhmestempels zu harren, wo der Eintritt nur denen gestattet wird, welche weiße oder gar keine Haare mehr haben.

Ich möchte noch bemerken, daß wohl niemand größere Achtung vor dem Alter hatte als ich, da ich jung war, es wäre also sehr merkwürdig, wenn ich jetzt, da die wenigen Haare, die ich noch besitze, längst gebleicht sind, anders dächte; ich würde es dann ungefähr so machen wie jener römische Fürst, der sich ungezählter Millionen und noch unzähligerer Titel erfreute, beides auch zu behalten wünschte und doch unter die Sozialisten ging. Ich stelle nicht in Abrede, daß es Menschen gibt, die mit siebzig oder achtzig Jahren noch die vollsten Geistes- und Körperkräfte besitzen, die fähig sind, noch zu lernen und fortzuschreiten, zu lehren und zu befehlen. Moltke, Crispi, Cosenz, Gladstone, Virchow und Verdi sind dafür glänzende Beispiele, vor denen sich gewiß jeder respektvoll

beugt, aber man darf wohl trotz alledem bestreiten, daß das Alter die Leistungsfähigkeit eines Menschen erhöhe und der einzige Grund sei, ihm einen Vorrang einzuräumen.

Man sieht immer da, wo der Arzt nicht nach den bureaukratischen Regeln, sondern, soweit es sein kann, frei gewählt wird, daß sehr wohl die Jungen, neben den respektabelsten Alten, die über die größte Erfahrung und den stärksten Verstand verfügen, bestehen und den Kampf mit ihnen aufnehmen können. Auch das Publikum nimmt eben heute nur mehr das Verdienst oder was es dafür hält und nicht die Zahl der Jahre zur Basis seiner Beurteilung und es tut recht daran, denn die Ausdehnung der Kliniken, der Reichtum der Unterrichtsmittel und die Vervollkommnung der Diagnosestellung vermindern den Wert der persönlichen Erfahrung und ermöglichen es, sich in verhältnismäßig wenig Zeit das anzueignen, wozu man früher viele Jahre brauchte.

Allerdings ist die Jugend des Arztes auch nur ein relativer Begriff. Wer sechs Jahre auf der Universität zubringt, wird, falls er sich nicht gleich dem Bezirks- oder Militärdienst widmet, mindestens noch drei bis vier Jahre auf die Vervollständigung seines Studiums an den ersten Kliniken verwenden müssen, so daß er seine dreißig Jahre alt ist, bis er seine Wissenschaft in den Dienst der leidenden Menschheit stellen kann. Mit dem Lernen ist er allerdings auch in diesem Alter noch nicht zu Ende, doch genügt sein Wissen, um genau der sehr schnellen, wissenschaftlichen Bewegung zu folgen, vielleicht auch, ihr selbst etwas beizufügen. Ich will sagen, was Zimmermann schon vor einem Jahrhundert sagte: daß, wer mit dreißig Jahren noch kein guter Arzt ist, überhaupt nie einer sein wird. Aber auch wenn er ein guter Arzt ist, wehe ihm, wenn er nicht immer wachsamen Geistes, aufmerksamen Auges alles beobachtet, was keimt, wächst oder dürr wird am Baum der Wissenschaft, wehe ihm, wenn er nur ein wenig schläft, es wird ihm gehen wie jenem, der nach dem ersten Akt eines Schauspiels aus dem Theater gerufen wird und erst im dritten wieder eintritt, diesen nun damit zubringen muß, mit Hilfe seiner

Phantasie das Fehlende zu vervollständigen, sich auch beim Fallen des Vorhanges noch vergeblich fragend, warum nun wohl der Liebhaber die Naive und der Intrigant seine Dienerin geheiratet hat.

Und leider sind es viele, die so aus dem Theater gehen, wie auch viele jene sind, welche die Dreißig erreichen und vorübergehen lassen, ohne besonderen Nutzen aus dem Besuch der Kliniken und Laboratorien gezogen zu haben. Es gibt alte Ärzte, welche die Jungen zur Bewunderung zwingen durch die Ausdehnung und Gründlichkeit ihrer Studien, durch die Stärke ihres Verstandes und vor allem durch den Enthusiasmus, mit welchem sie jede neue Entdeckung aufnehmen und sich aneignen, sowie den Scharfblick, mit welchem sie das Gute von dem Schlechten, das Wahre von dem Falschen unterscheiden, aber leider sind auch jene Jungen ziemlich viele, welche wir Alte anstaunen, ob ihrer Ignoranz, die natürlich noch mit der entsprechenden Portion Dünkel gepaart ist.

Der Grund, weshalb man heute, wie gesagt, allerdings nicht mehr in dem Maße wie früher, dem weißhaarigen Arzt einen gewissen Vorzug gibt, liegt in dem Glauben, daß nur die Jahre die Erfahrung geben; tatsächlich wird jeder Kranke oder Genesene, wenn er seinen Arzt lobt, stets auch sagen: „er hat eben Erfahrung!“ Wenn dagegen ein Unzufriedener einem Arzt, von dem andere gut sprechen, eins versetzen will, so wird er diese alles loben lassen, seine Behandlung, seine Liebenswürdigkeit &c. &c., aber er wird für seinen Teil hinzufügen: „nur schade, daß er keine Erfahrung hat!“

Die Erfahrung ist für das Publikum der Probierstein des Arztes und die Ärzte selbst wissen dies so gut, daß manche von den alten Praktikern, welche die Jungen nicht lieben, nur weil sie selbst nicht mehr zu ihnen gehören oder weil sie deren Ausbreitung fürchten oder weil mit den Jahren ihre Menschenfeindlichkeit wächst, sich in den Glauben einwiegen, sie könnten die Jüngeren unschädlich machen oder doch wenigstens auf einem Stadium permanenter Niedrigkeit halten, indem sie deren Wissen-

schaft, Kunst und Behandlung verspotten. Und wenn dann in einem Kreis gläubiger oder scheinbar gläubiger Klienten die Rede auf den Dr. A. kommt, welcher seit wenigen Jahren Arzt ist, so spricht man wohl verächtlich und geringschätzig über dessen „Bazillen“ und „Mikroskop“, um zuletzt mit mitleidigem Lächeln zu schließen: „und dann ist er ja auch ein Kind ohne Erfahrung“.

Und was ist schließlich diese medizinische Erfahrung, auf welche das Publikum so große Stücke hält und von welcher es bei jeder Gelegenheit spricht?

Ein großer Arzt, welcher diese Dinge kannte, Zimmermann, schrieb: „Die Erfahrung nach dem allgemeinen Vorurteil ist ein einfaches Produkt der Sinne, der Verstand ist sehr wenig dabei interessiert. Ich nenne es eine „falsche Erfahrung“, weil sie auf ungenügender, leichtsinniger oder falscher Beobachtung beruht oder weil ein falscher Schluß aus in sich wahren Prinzipien gezogen wurde. Man sagt Erfahrung von einem, welcher viel gesehen hat, und in Konsequenz dieses Grundsatzes hätte derjenige, der viel gereist ist, die größte Weltkenntnis, ein alter Offizier die größte Erfahrung in der Kriegskunst und ein alter Krankenpfleger in der Medizin. Die wahre Erfahrung in der Medizin hat dagegen jener, welcher sich die besten Mittel durch gute Beobachtung und gute Experimente erwirbt.“

Es gibt also laut Zimmermann eine wahre und eine falsche Erfahrung, und es ist genau die falsche, welche man für die richtige hält, wenn man den alten Arzt „nur“ seines Alters wegen für besser als den jungen hält. Der erste hat Tausende von Kranken gesehen, der zweite vielleicht nur Hunderte, also hat jener mehr Erfahrung als dieser, aber man fragt sich nicht, ob der erste seine Fälle auch immer gründlich überdacht, sie gut beobachtet und einen mit dem anderen verglichen habe, es ist genug, daß er sie „gesehen“ hat.

Dies gleiche Vorurteil dominiert auch hinsichtlich der Universitätsstudien und die jungen Ärzte wissen dies auszubeuten, wenn es zu ihrem Nutzen ist. In gewissen Universitäten, groß genannt

wegen der Menge der Studenten und der Größe der Stadt, in welcher sie sich befinden, sind natürlich auch die Krankenhäuser und Kliniken mit Kranken überfüllt. Jeden Tag bringt nun der Professor einen, zwei, auch drei Fälle vor seine zahlreichen Hörer und erläutert sie nacheinander mit ausgedehnter Doktrin und glänzender Rhetorik. Die Studenten hören von dem zweiten Fall sprechen, wenn das Bild des ersten noch vor ihrem geistigen Auge steht, sie denken an die Behandlung des zweiten, wenn schon der dritte Kranke vor ihnen erscheint. Auf diese Weise sind ihnen am Schlusse des Jahres Hunderte von Kranken vorgeführt worden, aber wie viele davon haben sie wirklich studiert? Wäre ihre Erfahrung nicht größer, wenn sie, statt die Augen auf dieses medizinische Kaleidoskop zu richten, das sie doch nur blendet, unter der Führung eines guten Klinikers gründlich und weitläufig Fall für Fall, Kranken für Kranken beobachtet und manchem derselben mehr als eine Lektion, mehr als einen Tag gewidmet hätten?

Meine Erfahrung, und zwar muß ich beifügen, mehr als Student, denn als Professor, läßt mich über diese Antwort nicht im Zweifel, denn schon nach wenigen Jahren wurde mir der verschiedene Nutzen des Studiums an den Universitäten von Paris und Turin, von Neapel und Siena klar.

Übrigens weiß man, daß ein Tölpel zehn Jahre lang die Welt bereisen kann und deshalb noch lange nicht soviel Praxis im Reisen und Weltkenntnis sich erwirbt, als ein verständiger Mann, welcher wenig Länder sieht.

Kants Verstand umfaßte das Universum und doch war Kant über die Umgebung Königsbergs nicht hinausgekommen; das Kanonenweib und die siamesischen Zwillinge haben die ganze Welt durchzogen und wissen vielleicht nicht, weshalb die Lokomotive, mit der sie fuhren, ohne Pferde geht. Dasselbe gilt auch bei der medizinischen Praxis, wo man oft geneigt ist, das für Erfahrung zu halten, was nichts ist als die fortwährende Wiederholung derselben Taten, ohne Kenntnis der Gesetze, welche sie regieren und ohne irgendwelche Urteilskraft, ein mechanisches Können, das

man am besten mit dem französischen Wort »routine« bezeichnet. Die Charlatans und ähnliche Leute, die in so gutem Ansehen, nicht nur beim gewöhnlichen Volk, sondern auch bei solchen Personen, welche man ihrem Stande nach für gebildet halten sollte, stehen, gründen ihren Ruf zumeist auf diese Art von Erfahrung.

Billroth, der große Wiener Chirurg, hat gesagt: „Der Laie kennt in medizinischen Sachen die Erfahrung und Beobachtung nur im gewöhnlichen, nicht im wissenschaftlichen Sinn; für ihn hat die Erfahrung eines alten Bauern soviel Wert, wie die eines Arztes, vielleicht auch mehr, und das Publikum hat, leider, manchmal recht, denn wie viele alte Bauern finden wir nicht auch unter unseren Kollegen!"

Von solchen Urteilen abgehend, und da nach der Meinung vieler Alter und Erfahrung gleichbedeutend sind, ist es natürlich, daß die Alten oft eine Waffe aus ihrem Alter machen, und zwar eine Waffe nicht nur zur Verteidigung, sondern zum Angriff. „Diese Alten sind, wie Zimmermann beifügt, so unerschöpflich im Lob vergangener Zeit, daß man genötigt wäre zu glauben, es sei zu ihrer Zeit absoluter Mangel an Dummen gewesen, wenn sie selbst nicht das Gegenteil bewiesen. Jede Neuheit ist ihnen verhaßt, sie wollen nicht erlauben, daß es gescheitere Leute gibt als sie, und klammern sich krampfhaft an das Alte, aus Furcht, auch auf den neuen Weg gelockt zu werden."

Anders ist es, wenn das Alter nicht nur die Gelegenheit gegeben hat, „viel" zu „sehen", sondern jene, „gut" zu sehen und zu „beobachten", das, was man beobachtete, sich anzueignen und endlich ein reiches, im Gedächtnis wohlgeordnetes Material verschaffte, welches eine Erweiterung der Urteilskraft durch den Vergleich jeden neuen Falles, der zur Beobachtung gelangt, gestattet; dann hat die Erfahrung ohne Zweifel einen hohen, unanfechtbaren Wert und die weißen Haare sind schöner und liebenswürdiger, wenn sie von der Aureole der Wissenschaft umwoben sind.

Einen Teil des medizinischen Wissens gibt es allerdings, dem, so klein und unbedeutend er für sich ist, eine außerordentliche Wichtigkeit von den Klienten beigelegt wird und welchen man nur mit den Jahren erlernen kann. Es ist dies jener, welcher dem Arzt, auf gewisse Zeichen gestützt, erlaubt, den guten oder schlechten Ausgang der Krankheit, ihre längere oder kürzere Dauer vorher zu bestimmen: die Prognostik.

Und was erwartet der Kranke und seine Familie nicht alles von der prognostischen Fähigkeit des Arztes?! Die erste Frage, welche ihm stets gestellt wird, betrifft die Dauer der Krankheit: „Wie viele Tage wird er zu Bett bleiben müssen?“ Der alte Arzt (und hier nützt ihm die Erfahrung sehr viel), welcher mit der größeren Zuversicht antworten könnte, wird oft sagen, daß er nichts bestimmen könne, der junge hingegen, auf seine Kenntnisse bauend und die Laster des guten Publikums noch nicht kennend, wird in die Falle gehen und eine gewisse Zeit nennen. Und er ahnt nicht, der Unvorsichtige, welche Unklugheit er begangen hat! Nehmen wir an, er hat geantwortet drei bis vier Tage; wenn morgen das Fieber fällt und der Kranke befindet sich besser, so ist die Unerfahrenheit des Doktors so klar, daß sie ein Blinder sieht; hält die Krankheit aber auch nach den vier Tagen noch an, so schiebt man jeden Tag, den sie mehr dauert, dem Doktor in die Schuhe, als ob er die Schuld daran trüge.

Der Typhus soll z. B. nicht plötzlich, sondern nach und nach kommen, als ob er sich fürchtete, sich gleich zu erkennen zu geben. Den ersten Tag ist das Fieber gering, den zweiten etwas stärker und so fort, bis es am fünften Tag einen sehr hohen Grad erreicht. Es kommt so selten vor, daß gleich am ersten Tag das Thermometer 40° zeigt, daß man dies noch vor einigen Jahren überhaupt nicht für möglich hielt. Und nun wird so ein junger Arzt, dessen Kopf vollgepfropft ist mit diesen und ähnlichen Regeln, zu einem Kranken gerufen, der gleich am ersten Tage starkes Fieber hat. Der Doktor geht, untersucht den Kranken und konstatiert mit oder ohne Thermometer sehr hohe Temperatur. Er findet kein Organ wesentlich

angegriffen, glaubt also das Ganze für ein rheumatisches Fieber von zwei bis drei Tagen ansehen zu müssen und auf die gewöhnliche Frage des Kranken antwortet er in seiner Naivität auch so, wie er denkt. Was wird man aber nun sagen, wenn das Fieber auch noch anhält, nachdem die ersten drei Tage zu Ende sind, ja eine, zwei Wochen? Und da gerade der auf diese Weise erscheinende Typhus am schwersten verläuft, so wird man, wenn sich der Kranke in Gefahr befindet, wenigstens sagen: „Ach, wenn er doch zur rechten Zeit behandelt worden wäre, wenn der Doktor sich nicht über die Krankheit getäuscht hätte!"

Aber vielleicht irrt sich der Arzt überhaupt nie, oder sollte sich nicht irren? Oh, leider irrt auch er, wie Menschen überall und in allen Dingen irren, die sich nicht in mathematische Regeln bringen lassen. Aber es gibt Fehler verschiedener Natur! Es ist ein Fehler des Arztes, wenn er bei einem Emphysem Blutegel anwandte, oder wenn er wochenlang eine Bauchfellentzündung für Typhus behandelt, und das Publikum hat recht, solche Fehler streng zu verurteilen; kann man aber diese Strenge auch in dem Fall jenes Chirurgen anwenden, welcher eine beweglich gewordene Niere ausschnitt und als die Kranke starb, bei der Sektion entdeckte, daß die Ärmste — eine besondere Abnormität — überhaupt nur eine Niere gehabt hatte?!

Professor Mantegazza kann es nicht leiden, wenn man ihn der Übertreibung beschuldigt, aber auch auf die Gefahr, ihm Mißvergnügen zu bereiten, was für mich selbst das größte Mißvergnügen wäre, muß ich ihm hier sagen, daß der Vorwurf der Übertreibung nicht immer unbegründet ist. Er übertreibt zweifelsohne zu gutem Zweck und weil er, wenn er „zehn" verlangt, doch hoffen kann „fünf" zu bekommen, wenn er verlangt, daß man sich ganz in Flanell einhülle, so wird er vielleicht erreichen, daß man wenigstens die Brust mit Flanell bekleidet, und wenn er den Nutzen und die Notwendigkeit der täglichen Bäder im Sommer und im Winter preist, werden sich seine Leser vielleicht doch wenigstens einmal im Monat baden; aber daß er übertreibt, ist richtig.

Er übertreibt, wenn er sagt, daß die Wahl des Arztes die wichtigste aller Handlungen sei, wohl ebenso wichtig und bedeutungsvoll, wie die der Frau. — Ah! höre ich da viele Ehemänner ausrufen, wenn man die Frau doch ebenso wechseln könnte, wie den Arzt!

Und ist es vielleicht nicht übertrieben, wenn er sagt, man wähle den Arzt mit dem größten Leichtsinn und im Vertrauen auf falsche und leichtsinnige Urteile? Um die erstere Behauptung zu widerlegen, bedarf es wohl keiner aristotelischen Dialektik; die zweite hat wohl etwas Wahres, aber man kann die Urteile nicht leichtfertig nennen, weil es keine gründlicheren gibt und die falschen sind doch auch unmöglich von den wahren zu unterscheiden. Wer z. B. seinen Freund oder Nachbar frägt, welcher sein Arzt ist und diesen dann für sich rufen läßt, hat doch wohl soviel Vertrauen in das Urteil seines Freundes, als wenn es sich um die Beschaffung eines Advokaten oder Ingenieurs handelte.

Wer sich an die öffentliche Meinung hält, welche z. B. den Dr. B. als tüchtigen Arzt bezeichnet, stützt sich gewiß auf das bessere Urteil, denn wer kann besser von den Verdiensten Dr. B.'s sprechen, als die öffentliche Meinung? Nehmen wir einen Fall. Ich halte den Dr. C. für den besten Arzt, aber wie können das jene wissen, welche einen solchen nötig haben? Wenn er es selbst sagt, ist er ein Charlatan, sage ich es einem Nachbar, so ist es derselbe Fall wie oben, bleibt also nur die öffentliche Meinung. Nicht immer ist ja die vox populi — vox dei, aber in diesem Fall hat es doch etwas für sich.

Sie wird vielleicht einen Charlatan für einige Zeit als guten Arzt bezeichnen, aber schließlich doch darauf kommen, daß er eben nur ein guter Charlatan ist.

Auch ein Kind glaubt ja wohl für einige Zeit, daß sein Luftballon aus einer kompakten Masse bestehe, wenn er aber durch das Einstecken einer Nadel seine volle Gestalt verliert, ist gewiß auch das Kind das erste, welches lacht.

Wenn das Publikum für lange Zeit den Dr. D. für einen tüchtigen Arzt erklärt, so sagt es damit wenigstens, daß Dr. D. einer der besten Ärzte ist, über die es urteilen kann. Er hat vielleicht nur wenig Verstand und ein gutes Herz, oder wenig Herz, aber einen scharfen Verstand, er kann auch nur alle Gaben, die ein guter Arzt besitzen soll, wie Verstand, wissenschaftliche Bildung, Höflichkeit, Güte, in sehr mittelmäßiger Weise besitzen, wenn ihn das Publikum als „guten" Arzt bezeichnet, wird man ihn auch unter diese einreihen müssen.

Die Qualitäten übrigens, welche den Ruf eines Arztes, den Gradmesser für den Wert seiner Verdienste bilden, haben zum größten Teil so wenig mit Medizin zu tun, daß es die Jungen eigentlich entmutigen und vom Studium abbringen müßte, wenn nicht die gleichen Dinge allen, zu jeder Zeit und an jedem Ort passierten.

Wenn man einen Arzt über den wahren Wert seiner Kollegen fragen würde, mit welchen er täglich im Krankenhause, auf der Universität, in den Kliniken zusammen ist, würde er, selbst wenn es ihm gelänge, jeden Haß, Neid, Rivalität und viele andere schlimme Gefühle aus seinem Gemüt zu verbannen, doch mit der Antwort sehr in Verlegenheit geraten; fragt man dagegen den ersten Bankkommis einer großen Stadt über die Verdienste der berühmtesten Ärzte seiner Stadt, so wird er, ohne auch nur eine Minute zu zögern, antworten: Ticio ist ein Esel, Cirio ein Dummkopf, Sempronino ein Totengräber, Martino kommt tüchtig vorwärts, aber für mich ist einzig und allein Filano ein Arzt, dem sich ein Kranker, der keine Selbstmordgedanken hegt, anvertrauen kann.

Gewiß ist es, daß die Persönlichkeit, das Äußere, die Manieren eines Arztes einen großen Einfluß auf sein Glück ausüben, mehr sogar, oder doch wenigstens ebensoviel, als sein wahres Wissen. Auch dies hat ja seinen Einfluß, doch für sich allein ist derselbe ziemlich gering.

Es gibt übrigens keinen Arzt, an welchem das liebe Publikum nicht irgend einen Fehler fände. Ist er ernst, sagt man er posiert,

ist er jovial, so hat er Zeit zu verschwenden, kleidet er sich gut, nennt man ihn ein Gigerl, im entgegengesetzten Falle einen schäbigen Filz; geht er in Gesellschaft, ist er ein Lebemann, geht er nicht, ein unhöflicher Bär usw. in infinitum. Das Geringste, was ich über einen hervorragenden Kliniker sagen hörte, welcher sich erlaubte, Bücher zu schreiben, war: sein Wissen stünde ja hoch, aber in der Praxis sei ihm dieser und jener doch bedeutend über.

Aber wie wählt man nun den guten Arzt? ....

Wie macht man es, um den guten von dem schlechten Arzt zu unterscheiden, wenn man bedenkt, welche suggestive Kraft der allgemeine gute Ruf hat und wie trügerisch und oft falsch die Urteile sind, unter denen sich die wahren Verdienste des Arztes verbergen?

Eine Regel ist unmöglich, ein Rat unnützlich. Soll man den Arzt fliehen, welcher die Reklametrommel schlägt? Aber warum? Wenn heute das Verdienst nicht immer so bescheiden ist, wie es in früheren Zeiten gewesen sein soll, wer kann es dem Arzt verübeln, sich auch ein wenig der modernen Reklame zu bedienen?

Soll man jenen suchen, welcher die meisten Kranken hat? Und wer sagt dir denn, daß dies Resultat nur durch die guten ärztlichen Eigenschaften und nicht am Ende auch durch Reklame erreicht wurde? Soll man den gemütvollen Arzt wählen? Aber wer garantiert dir, daß das, was man für Herz und Gemüt hält, nicht Heuchelei ist? Und anderseits, was kann dir an seiner Zuneigung, seinem Mitleid liegen? Die Hauptsache ist doch, daß er dich gut behandelt!

Erwägt man auf solche Weise alle gewünschten Eigenschaften eines Arztes, so wird man zu dem Schluß kommen, daß man weder diesen noch jenen vorziehen kann, und man kehrt endlich wieder zurück zum allgemeinen Bestimmungsgrad bei der Wahl des Arztes: der persönlichen Sympathie. Es ist vielleicht sein ernstes Äußere, seine klare Stirn, die wissenschaftliche Aureole, die ihn

umgibt, oder endlich sogar seine Grobheit, die jenes Gefühl der Sympathie einflößt, aber immer und stets wird die Sympathie der Stern sein, welcher den Kranken in das Haus des Arztes führt.

In einem seiner rühmlichst bekannten Almanache hat Mantegazza mit wenigen Linien die hervorragendsten Typen unserer Ärzte gezeichnet und auch ich will dies hier tun und einige hinzufügen, die mein berühmter Kollege vergessen hat, und andere weglassen, welche ich nicht für typisch halte.

Dem ersten Typus begegnet man sehr leicht im täglichen Leben und auf der Straße.

Der Professor der Anthropologie in Florenz hat ihn als ersten genommen und zuerst nehme auch ich ihn; es ist der ärztliche Charlatan. Das größte Vergnügen des Charlatans ist . . ., aber ich bemerke, daß ich Mantegazza wiederhole, also ist es besser, gleich abzuschreiben: „Sein größtes Vergnügen ist, von alldem, was er schon gemacht, oder besser nicht gemacht hat, zu erzählen. Er hat mindestens einige hundert Personen vom sicheren Tode gerettet, den Herzog A., den Prinzen B., die Marchesa C. usw. Alle seine Kollegen sind bei ihm entweder Esel oder Betrüger, manchmal auch beides zusammen.

Den Kopf trägt er erhoben und in den Nacken zurückgeworfen; wenn er seinen Hut lüftet, so fährt er sich mit der Hand durch die Haare, d. h. wenn er noch welche hat. Vor allem zeichnet er sich durch ein spöttisches Lächeln aus, welches stets — ausgenommen im Schlaf — seine Lippen umschwebt. In besonders schönen und glücklichen Momenten hat dieses Lächeln sogar etwas Mitleidiges, übrigens steigt es die ganze chromatische Leiter vom dummen Hochmut, Stolz, Suffisance auf und ab. Und dieses ewige Lächeln macht auch ernste und bescheidene Leute lachen.

Er kleidet sich mit ausgesuchter Eleganz, trägt einen Pelz, wenn es auch nicht kalt ist, läßt eine dicke, goldene Kette auf seiner Brust klingen und schmückt seine Finger mit vielen Ringen.

Er zitiert Autoren, die er nie gelesen hat, und stammelt Worte in fremder Sprache, die er nicht kennt. Bei schweren Fällen zieht er die Augenbrauen zusammen, preßt die Lippen aufeinander, bewegt überhaupt alles, was im Gesichte beweglich ist, und gibt sich so das unbeschreibliche, groteske Ansehen einer olympischen Gottheit. Er verfügt über eine Skala von „ehm", „uhm" und „oh", daß sich ein ganzes heroisch-komisches Poem daraus bilden ließe.

Er spricht immer Aphorismen und Sentenzen, welche er mit den Ausrufen aller Grammatiken der Welt versieht. Seine Worte sind Sentenzen, seine Sentenzen Orakel und seine Orakel sind, wie jene von Delphi, immer dunkel und vieldeutig. Für eine Erkältung, wie für ein Geschwür hat er die schrecklichsten, rührendsten Worte und die Menschen behandelt er nur aus Mitleid, nicht aus Pflicht, er ist überhaupt nur deshalb Arzt, weil er nicht Kaiser oder König sein kann. Unsichtbar, aber permanent hält er in seinen Händen die Zange des Baders."

Das Bildchen von Mantegazza ist sehr hübsch und man muß gestehen, auch zutreffend, wenn ich auch viele Charlatane kenne, die den Kopf nicht hoch tragen und nicht lächeln, die keine goldene Kette klingen lassen, aber doch Charlatane sind bis in die Haarspitzen und Dinge fertig bringen, wie der berühmte Doktor Eisenbart.

Nähert sich nun diesem Typus nicht auch jener, welcher scheinbar so verschieden von ihm ist? Es ist eine Varietät, deren hervorragendes Erkennungszeichen eine große Wichtigmacherei ist. Unser Doktor sucht sich als Professor anreden zu lassen, auch wenn er es nicht ist, ist befehlend, immer ernst vor seinen Kranken und passierten selbst die lächerlichsten Dinge; er lacht vielleicht innerlich, aber nie wird auch nur eine Muskel seines Gesichtes zucken.

Er hat langsame Bewegungen, ersteigt schwerfällig die Treppen — auch wenn er sich leicht wie ein Vogel fühlt — tritt gravitätisch mit einem Gesicht wie ein Inquisitor vor das Bett des Kranken. Er liebt keine Vertraulichkeiten, um indiskrete Fragen zu vermeiden; wird er aber doch gefragt, so sind seine Antworten dunkel und

zweideutig; er spricht so wenig als möglich und füllt seine Konversation mit langen Kunstpausen, während welchen er nichts denkt, die aber von seinen Zuhörern respektiert werden wie sokratisches Nachdenken.

Dieser erst affektierte Ernst wird ihm bald zur zweiten Natur, welche er dann nie mehr verleugnen kann, selbst nicht, wenn er einmal mit einem intimen Freund zusammentrifft. Er scheint diesem zu sagen wie Carducci zu den Bäumen der Maremma:

„Or non è piu quel tempo e quell' età,
se voi sapeste! . . . . via non fo per dire,
ma oggi sono una celebrità."

Der dilettantische Arzt ist ein vom vorigen grundverschiedener Typus. Man weiß nicht, warum er eigentlich Arzt ist. Er ist immer und überall Arzt und ist nie Arzt. Er gibt allen Rat und Rezepte, auch denen, die ihn nicht fragen; findet er sich aber einer wirklichen Krankheit gegenüber, so wird er verwirrt, weiß nichts mehr und ruft gleich nach Beistand.

Er ist in Wirklichkeit weder Arzt, noch Chirurg, noch Spezialist, er versteht von allem etwas, aber nichts genügend. Oft assistiert er auch bei leichten Duellen. Man findet ihn gewöhnlich in großen Städten, er hat unzählige Freunde und ist im allgemeinen nicht bösartig oder neidisch gegen die Kollegen, denn er hält sich nicht für einen von ihnen, sondern für einen Weltmann, der viel von Medizin versteht und sie sozusagen als Sport ausübt; daß als Arzt sein Wissen zu gering ist, davon ist er selbst überzeugt.

Eine Varietät dieses ist der leichtsinnige Arzt, immer beweglich, immer lachend, immer bereit, den vierten Mann beim Skat, oder den Dirigenten eines Kotillons zu machen und seine Patienten zu verlassen um einer Landpartie willen.

Eine Varietät des höflichen Arztes ist der Optimist, von welchem ich nicht sprechen kann, ohne sein Gegenstück, den Pessi-

misten, zu erwähnen. Optimist wie Pessimist entstehen, wachsen und werden Fleisch und Blut, der eine aus übermäßigem Mitleid, der andere in der Absicht, sich — Reklame zu machen.

Der optimistische Arzt hat immer gute Aussichten zu geben, seine Kranken befinden sich immer besser, besonders wenn es ihnen schlechter geht, eine Lungenblutung ist nichts, kommt aus dem Rachen, ein Fieber, pah — weniger als nichts, ist ein wenig Reaktion; er fürchtet immer, seine Kranken zu entmutigen und vielleicht auch seine Klienten zu verlieren, wenn er sie entmutigt.

Der Pessimist dagegen behandelt immer schwere, schreckliche Krankheiten. Der leichteste Halsschmerz ist Diphtherie und er wendet die energischesten Kuren an, trotzdem wird der kleine Kranke gesund, und „er" ist es, der ihn geheilt hat! Nachbarn, Freunde, Verwandte hören von dieser wunderbaren Heilung und sein Ruf verbreitet sich ungeheuer. Ein leichtes Fieber ist Typhus, und wenn es nach zwei Tagen verschwunden ist, so hat natürlich nur „seine" Kunst es fertig gebracht, ihn im Entstehen zu vernichten; eine Erkältung mit etwas Husten ist eine akute Bronchitis capillaris usw.

Es ist ein abscheuliches Kunststück, es wird aber trotzdem von manchen Ärzten, und leider nicht den letzten, angewendet.

Wenn der Arzt auch nicht immer die Wahrheit sagen kann, wie jeder ehrenhafte Mensch wünschen muß, so ist es doch besser zu verschweigen, als zu übertreiben, besonders wenn es keinen Einfluß auf die Behandlung ausübt; aber am besten ist's, immer die Wahrheit zu sagen, soweit man kann.

Die Grenze dieser Möglichkeit wird der Arzt unschwer selbst finden. Jener, welcher dem Kranken sagt, er habe einen Leberkrebs oder die Schwindsucht im höchsten Grade, verdient nicht mehr den Titel, welchen er trägt.

Anderseits ist nichts unangenehmer für jemanden, der zum Arzt geht, als zu hören: „es ist nichts", wenn nicht wenigstens diesem Urteil als Kommentar über das „nichts" beigefügt wird, „d. h. im ärztlichen Sinn".

Wer den Arzt konsultiert, hat immer irgendein Leiden und sei es auch nur ein eingebildetes; man sage solchem Kranken, er habe Neurasthenie, bezeichne ihm eine angemessene Behandlung und suche ihm vor allem starken Glauben an die Heilbarkeit seines Leidens einzuflößen, aber man lasse ihn nicht mit leeren Händen gehen.

In diesem Falle geht er doch nur zu einem anderen Arzt, und wenn er dann zu seinem Unglück dem pessimistischen Kollegen in die Hände fällt, wird ihm dieser erklären, daß er wenigstens an Sclerosi laterale amiotrophica oder etwas ähnlichem leidet; er wird ihm eine minutiöse, anatomisch-pathologische Beschreibung geben und eine sehr komplizierte und kostspielige Behandlung verordnen.

Die Folgen kann man sich leicht ausmalen.

Wenn der eingebildete Kranke sich nicht das Maß von Energie bewahrt, welches er zur Bekämpfung seiner eigenen Vorurteile nötig hat, wird er einer solchen Entmutigung und moralischen Depression anheimfallen, daß sein Übel sich stets verschlimmert und er zuletzt wirklich und schwer erkrankt.

Ein Typus, welcher etwas Ähnlichkeit mit dem optimistischen Arzt hat, ist der höfliche Arzt.

Dieser hat nie eine eigene Meinung, nicht nur ist er bei ärztlichen Beratungen stets der Meinung seiner Kollegen, auch als einziger Arzt nimmt er lieber die Meinung anderer an.

„Was soll ich nehmen, Doktor, um mir Appetit zu machen?“

„Oh, irgend etwas Bitteres, Angenehmes, das den Appetit reizt.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel, was weiß ich . . . . . . etwas Wermut mit Chinin . . . .“

„Ein wenig Fernet würde mir, glaub' ich, besser tun.“

„Sicher, Fernet mit etwas Selterswasser eine Stunde vor dem Essen.“

„Das ist zu früh, ich würde es lieber erst nehmen, kurz bevor ich zu Tische gehe, was meinen Sie, Doktor?“

„Noch besser.“

Inzwischen ist ein Freund eingetreten und hat den letzten Teil dieser Unterredung gehört.

Freund: „Wer wird Fernet nehmen, dieses sauere Wasser‘ welches einem im Magen brennt. Für mich ist ‚Ferro-China Bisleri‘ hundertmal besser, doch du mußt den Doktor fragen.“

Patient: „Soll ich nun dies nehmen und Fernet lassen?“

Arzt: „Gewiß, Bisleri ist vorzuziehen.“

So oder ähnlich macht er es immer.

Der galante Doktor, der sich nach der letzten Mode kleidet, die feinsten Handschuhe oder auch keine trägt, wie es eben die Mode vorschreibt, und alle Damen verehrt, ist ein so oft beschriebener und vorgestellter Typus, daß man fast annehmen sollte, er sei so konventionell, daß er in der realen Welt gar nicht existiert.

Ärzte, welche die hohe Gesellschaft besuchen, welche distinguierte und aristokratische Allüren haben, hat man immer gekannt und auch die ersten Ärzte unter ihnen gefunden, es kann eben nicht jeder so glücklich sein, in einem Dorf das Licht der Welt zu erblicken und sich dann eine gewisse Derbheit für das ganze Leben zu bewahren. Daß jene Doktoren zu Zeiten einer Dame den Hof machen, sieht man alle Tage, daß sie in ihrem gesellschaftlichen Leben auch manches nichtberufsmäßige Abenteuer erleben, kann man ebenfalls annehmen; aber daß ein Typus des ärztlichen Don Juan existiert, möchte ich doch sehr bezweifeln, so verderbt auch unsere Schriftsteller die sogenannte „Gesellschaft“ schildern, schwerlich würde ein solcher Arzt zu den Kranken gerufen.

Eine der sympathischesten Typen, welche aber auch viel seltener vorkommt, als man nach den Romanen vermuten sollte, ist der philosophische Arzt.

Er ist Philosoph in seiner Weise und auf eigene Rechnung. Vielleicht hat er nie Hegel, Kant, Vera, Ardigo, Comte oder

Stuart-Mill gelesen, aber trotzdem ist er wirklich und gründlich Philosoph.

Er behandelt die kleinen menschlichen Eitelkeiten mit Gleichmut, nicht mit Verachtung, denn er begreift und entschuldigt dieselben, er bewundert auch bis zu einem gewissen Grad den wissenschaftlichen Ruhm seiner Mitmenschen, aber er vergißt nie, daß Harvey und Gall ihre Klienten verloren ihrer Entdeckungen wegen und daß mehr als einer, dessen Namen man heute kaum mehr kennt, von seinen Zeitgenossen als der größte aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Ärzte gepriesen worden war. Er sucht seine Kranken zu heilen oder doch wenigstens ihre Schmerzen zu lindern, die Schmerzen, die er für das Realste in dieser Welt hält. Er regt sich nicht auf über die Eigentümlichkeiten seiner Kranken, welche die anderen Ärzte als Undank, Unhöflichkeit usw. bezeichnen. Er denkt vielleicht, wenn er Patient wäre, würde er es noch schlimmer machen, wie Gionata Bradford, der, als er einen Mann zum Galgen führen sah, ausrief: „Auch ich selbst könnte mich an der Stelle jenes Unglücklichen befinden.“ Er liebt die Natur und flieht die Gesellschaft und zieht seine Pfeife und den Winkel am Kamin einem Ball beim Prinzen X. vor.

Andere moralische Eigenschaften sind für sich allein nicht genügend, um einen Typus zu bilden.

Die Ignoranz, Neid, Hochmut oder Bescheidenheit usw. sind unter den Menschen so sehr verbreitet, daß natürlich auch die Ärzte ihren Teil abbekommen haben. Finden sich jedoch zwei oder drei Hauptsünden und dazu noch eine gute Dosis Unwissenheit zusammen, so hat man den schlechten Arzt; nicht den gefühllosen, denn, möge mir auch diesmal Mantegazza verzeihen, gefühllose Ärzte habe ich nicht gekannt.

Ich habe herzlose Menschen gekannt und bei jedem Beruf gefunden, aber daß sich jemand den Beruf des Arztes wählt, um leiden zu sehen und auch selbst ein wenig leiden zu machen, kann ich doch nicht eher glauben, als bis ich mich am Ende mal selbst davon

überzeuge. Und wenn es wirklich einen solchen Menschen gäbe, so kann man ihn doch nicht zum Typus erheben.

Ein Arzt, welcher glücklich wäre, den Verwandten auf ihre angstvollen Fragen zu antworten: es ist keine Hoffnung mehr, würde wohl bald aus der menschlichen Gesellschaft verbannt.

Ich begreife nicht, wo Mantegazza das Modell zu jenem Arzt hergenommen hat, welcher „die unangenehmsten Arzneien und schmerzhaftesten Operationen sucht, welcher aus Gefühllosigkeit keine Betäubungsmittel anwenden will, sagend, sie seien gefährlich. Der Kranke ist ihm ein Opfer, zum Leiden bestimmt, und er selbst hält sich für das nötige Instrument des Schmerzes. Der schlechte Arzt hat im Gesicht, den Augen, auf den Lippen etwas Bitteres und Saueres, eine Art ironischen, spöttischen Hasses gegen jede Person und jeden Fall, mit denen er zu tun hat".

Dies scheint mir ein Individuum von Gaborian zu sein, ein geborener Verbrecher, welcher nach vielen Jahren dunkler Vorbereitung sich unter die Ärzte geschmuggelt hat, um auf diese Weise die Befriedigung einer geheimnisvollen Rache zu finden.

Keine Typen, sondern einfache Varietäten des gewöhnlichen Typus sind der „anhängliche" und der „abweisende" Arzt.

Der anhängliche Arzt ist oft ein Mensch, der viel Zeit übrig hat, manchmal ist es auch nicht so und er muß sich (wie er sagt) in vier Teile zerlegen, um allen gerecht zu werden. Er läßt sich nie zweimal rufen, er läuft sofort zum Patienten, erkundigt sich über die Krankheit und — auch wenn er den Betreffenden zum ersten Male sieht — über die Frau, die Kinder, die Hausmiete, die Fehler der Magd und zeigt für alles und alle ein höchst liebevolles Interesse. Der Kranke hat nur wenig Fieber, etwas in der Mitte zwischen Fieber und nicht Fieber, aber doch will der Doktor nachmittags wiederkommen, um zu sehen, ob das Fieber gefallen oder gestiegen ist. Dies geschieht denn auch und es gibt neue Verordnungen, neue Fragen, Geschwätz ohne Ende. Es ist unnötig, zu sagen, daß er am frühesten Morgen wieder da ist und wenn

er hört, daß der Kranke geschlafen hat wie ein Murmeltier, wenn er sich nach langem Pulsfühlen überzeugt, daß das Fieber verschwunden ist, glättet sich seine Stirn, wie eine Zentnerlast fällt es ihm von der Brust und er atmet wieder frei. Aber doch erscheint er abends nochmals. „Man weiß nie sicher, gewisse Fieber machen gewisse Scherze und man kann nie zu vorsichtig sein." Dieses Fieber hat keine Scherze gemacht, denn er findet den „Kranken" auf der Terrasse, die Zigarre im Mund. Gut, sehr gut, der Doktor ist ganz zufrieden, kommt aber auch am nächsten und die folgenden Tage, bis ihm endlich der arme Klient, für welchen der Arzt nicht jene magnetische Anziehungskraft besitzt, die er auf ihn auszuüben scheint, das Honorar in die Wohnung schickt. Aber auch damit ist er ihn noch nicht los, denn der Doktor kommt, um zu danken und um zu zeigen, daß er nicht des Geldes wegen seine Besuche macht, sondern um seinen Patienten eine beneidenswerte Gesundheit zu verschaffen: mit einem Wort, er überschüttet ihn mit soviel Aufmerksamkeiten, guten Ratschlägen und Rücksichten, daß man sich wundern muß, wenn der Klient unter dem Druck so vielen Interesses nicht aufs neue erkrankt.

Glücklicherweise gibt es für diesen Arzt auch ein Gegenstück. Dies ist der Doktor, welcher dem Kranken eine außerordentliche Gefälligkeit mit seinem Besuche zu erweisen scheint, welcher immer erst erscheint, nachdem man ihn sowohl mündlich als schriftlich hat bitten lassen. Er sieht den Kranken, gibt kurz seine Anordnungen und geht. Am andern Tag erwartet ihn die Familie ängstlich, aber unser Doktor gibt kein Lebenszeichen. Erst gegen Abend, nachdem man verschiedentlich nach ihm geschickt hat, zeigt er sich wieder. Ist es ein schwerer Fall, so kommt er einmal täglich, nicht öfter, und bei den ersten Zeichen von Besserung läßt er je einen Tag den Besuch ausfallen und verschwindet ganz, sobald das Fieber fällt. Will man ihn noch einmal haben, so ist es nötig, zu ihm zu kommen, aber er wird sich dann meist darauf beschränken, in seinem Sprechzimmer auf Grund der ihm von den Verwandten gemachten Mitteilungen seinen Rat zu geben.

Ist dies Widerwille? Fürchtet er, geldgierig zu erscheinen? Oder ist es ärztlicher Skeptizismus? Meist wohl von allem etwas.

Wollte man aufmerksam in den Städten, auf dem Lande, an Hospitälern oder Lehrstühlen suchen und beobachten, so ließe sich wohl noch eine stattliche Anzahl von Typen und Raritäten finden, aber ich will schließen und mich darauf beschränken, zu konstatieren, daß der verbreitetste Typus jener des guten Arztes ist, welcher über die genügende Dosis aller jener Eigenschaften des Verstandes und Herzens verfügt, die nötig sind, um seinen schweren Beruf zum Besten der Menschheit auszuüben! Der gute Arzt mag ernst oder fröhlich, Bär oder Gesellschaftsmensch sein, sich nachlässig oder apart kleiden, so wird er doch stets nur das tun, was ihm natürlich ist; es wird nichts Gemachtes, Affektiertes in seinem Wesen sein; er will nicht posieren oder mit irgendeiner Eigenschaft eine Suggestion auf das Publikum auszuüben suchen.

Die Zeit ist vorüber, in welcher die Magistratspersonen keinen Bart trugen, das Militär sich durch mürrisches Gesicht und steifgewichsten Schnurrbart auszeichnete, die Minister nicht zu Fuß gingen und die Aristokrateu mit schnarrendem „r" sprachen; auch der Arzt hat die äußerlichen Erkennungszeichen seines Berufes abgestreift. Vor einigen Jahren noch war ein Arzt nicht anders denkbar, als mit Zylinderhut, Backenbart, schwarz gekleidet und dem Stock aus indischem Rohr, weshalb man ihn auch auf der Straße mit seinem Äußeren, das die Mitte zwischen Priester und Bürger hielt, aus tausend Personen herausfand. Heute nivelliert die Demokratie alles, sie und die Luft der Modernisierung, welche über alle und alles hinstreicht, hat auch dem Arzt jene persönliche Freiheit verschafft, welche ihm ehemals versagt war; heute kleidet er sich, wie es ihm gefällt, lacht, auch wenn er sich im Publikum befindet, und geht ins Theater, wenn es ihm Vergnügen macht.

In einigen Ländern, wie England, Frankreich, findet man noch jetzt manches Exemplar jener älteren Ausgabe und neben

dem guten Alten mit glattrasiertem Gesicht, langen Haaren und weißer Halsbinde begegnet man einem modernen Arzt in neuestem Kostüm mit kleinem Bärtchen und Dandy-Scheitel.

Die äußeren Abzeichen des Berufes haben sich verloren und auf diese Weise unterscheidet sich der Arzt nicht mehr von anderen Bürgern, dennoch hat er immer noch seine charakteristischen Erkennungszeichen, welche ein geübtes Auge nicht übersehen kann. Hauptsächlich nach dem dreißigsten Jahr fangen diese berufsmäßigen Eigentümlichkeiten an, ihren Stempel dem Gesicht, überhaupt der ganzen Person aufzuprägen und sich von dieser Zeit ab immer mehr zu verschärfen und auszubilden.

Wie sich bei den Komikern beispielsweise die Linien, welche sich von der Nase zu den Mundwinkeln ziehen, im Laufe der Zeit so ausgeprägt haben, daß man, wenn man sie im gewöhnlichen Leben in der Nähe sieht, bei manchen nicht weiß, ob sie weinen oder lachen, so bei den Ärzten hauptsächlich die Falten auf der Stirne vom gründlichen Denken, nicht weil sie im ganzen „mehr" als vielleicht Mathematiker, Juristen rc. denken, sondern weil sie jeden Moment gezwungen sind, über eine Frage, einen Zweifel, eine diagnostische Schwierigkeit nachzugrübeln und, in welchem Zustand sie auch sein mögen, eine richtige Lösung zu finden.

Diese immer wiederholte Übung, dieser ofte und plötzliche Umschlag von der größten Heiterkeit zum tiefsten Ernst ist eines der hauptsächlichsten Merkmale des Arztes. Es genügt, daß in fröhlicher Gesellschaft jemand einen Arzt um Auskunft bittet über einen Kranken, welchen er an jenem Tag besucht hat, um diesen jähen Wechsel in seinem Aussehen zu beobachten. Was in ähnlichen Fällen allen passiert, ist bei ihm am markantesten wegen der so ausgeprägten Stirnfalten.

Sein Leben ist überhaupt ein beständiger Wechsel zwischen Freud und Leid, er verbringt seine Tage zwischen der verschwenderischen Pracht der Reichen und dem nackten Elend der Armen. Könnte ich wohl je vergessen, wie ich einmal mitten aus der

Hochzeitsfeier eines jungen Bankiers zu einem Arbeiter geholt wurde, welchem die Maschine alle Knochen gebrochen hatte?! Und ein anderesmal nach einem, von einem Abgeordneten gegebenen Dejeuner, bei welchem uns derselbe reichlicher mit falschen Versprechungen als mit reinen Weinen bedacht hatte, die Sektion eines Elenden vornehmen mußte, welchen man in der vorhergehenden Nacht auf der Landstraße gefunden hatte, gestorben, ich weiß nicht, ob an Hunger oder Kälte.

Eine, der auch bei wohlwollenden Menschen meistverbreiteten Meinungen ist jene, daß die Ärzte kein Mitgefühl mit den Leiden ihrer Kranken haben; und doch ist kein Urteil falscher als dieses. Daudet hat dies richtig erfaßt, als er seinen Dr. Boucherau sagen ließ: „Man glaubt, daß wir Ärzte nichts fühlen, daß wir im Kranken nichts behandeln als die Krankheit und nie den leidenden Menschen. Welcher Irrtum! Ich habe meinen Lehrer Dupuytren, der im Rufe großer Hartherzigkeit stand, heiße Tränen über ein an Diphtherie leidendes Kind weinen sehen. Und jene Mitleid erregenden Schreie mütterlicher Angst, jene zitternden Hände, welche eure Arme umklammern! Mein Kind! — Rettet mir mein Kind! — Und die Väter, welche sich stark machen, um mit männlicher Stimme, während doch große Tränen auf ihren Wangen stehen, zu fragen: Sie werden ihn außer Gefahr bringen, nicht wahr, Doktor? — Man mag noch so gut gewappnet sein, solche Szenen greifen einem ins Herz. Und dies ist es eigentlich, was man braucht, wenn man eine Beleidigung im Herzen trägt. Vierzig Jahre Praxis und mit jedem Tag wird man empfindsamer!“

Doch man wird einwenden, die Meinung Daudets sei jene eines Romanciers und es sei nicht weise, diesem Herrn zu viel Glauben zu schenken, vielleicht nimmt man dann die meinige, als die eines alten Arztes günstiger auf, und ich sage, daß Daudet tausendmal recht hat! Wieviel schlaflose Nächte, wieviel Leid und

Schmerz verschaffen uns nicht unsere Kranken! Und — sagen wir auch dies, weil es die Wahrheit ist — wieviele Tränen haben wir nicht zu verbergen, welche uns unsere kleinen Kranken entlocken. Denn es sind vor allem die Jungen und unter ihnen die Kinder, welche durch ihre Leiden mächtig das Herz ergreifen, durch ihr sichanklammern an das Leben, welches ihnen so schön dünkt und welches sie noch nicht so früh verlassen möchten.

Ah! welch ein „Herz", hätte wohl mein guter De Amicis geschrieben, wenn er zu seinem Unglück Arzt geworden wäre! Ich weiß nichts anderes zu sagen, aber er könnte wohl besser demonstrieren, daß auch im Herzen des Arztes das Mitleid Wurzel schlägt, daß seine Handlungen nicht ausschließlich vom Interesse diktiert sind, daß er den Druck einer schweren Verantwortung auf sich lasten fühlt und durchaus nicht alle darauf bezüglichen Gedanken von sich abstreift, sobald er die Tür des Krankenzimmers schließt.

Und als ob das alles nicht genügte, kommen zu den Wunden, welche das Mitleid mit dem Schmerz der anderen bereitet, auch noch oft jene, welche die verletzte Eigenliebe, Undankbarkeit der Menge, übergroße Empfindsamkeit, oder die verschiedenen Arten von Ignoranz und menschlicher Bosheit schlagen.

Ein Beispiel, bis zu welchen Extremen sich ein Arzt, der sich eines Irrtums schuldig fühlt, versteigen kann, ist der Fall des Professors Kolomnine.

Dieser ausgezeichnete russische Chirurg hatte eine Operation am Mastdarm einer Frau vorzunehmen und um ihr Schmerzen zu ersparen, dachte er eine Injektion von Kokain in den Darm zu machen. Diese Arznei war damals erst kurze Zeit in der Medizin eingeführt, er frug deshalb einen Kollegen der Pharmakologie, welche Quantität man nehmen könne und derselbe antwortete: 10 Zentigramm. Der Professor suchte noch weitere Informationen in medizinischen Journalen und Büchern und fand, daß man bei vielen Fällen eine viel größere Dosis gegeben hatte und gerade im

Darm war eine Gabe von $2^1/_2$ Gramm angewandt worden. Um es sehr vorsichtig zu machen, beschränkte er sich darauf, ein Gramm einzuspritzen und schritt dann zur Operation.

Nach einer halben Stunde stellten sich alle Symptome einer schweren Vergiftung ein und trotz aller nur möglichen Hilfe starb die Kranke in kurzem. Die Sektion ergab, daß die Ärmste einer Kokainvergiftung erlegen war und ferner, daß die diagnostizierte Krankheit gar nicht existiert hatte.

Dies alles machte einen so mächtigen Eindruck auf Kolomnine, daß er sich des großen Rufes, den er bis dahin genoß, nicht mehr für würdig hielt, ja überhaupt für unwürdig, noch weiter zu leben. Er kehrte nach Hause zurück und dort machte ein Revolverschuß einer glorreichen Existenz und einem dem Dienste der Wissenschaft gewidmeten Leben ein Ende.

Und die Ärzte in Cholerazeiten?

Wer entsinnt sich nicht der wilden Szenen, der Ärztemassakres, welche vor etlichen Jahren im asiatischen Rußland stattfanden, und wer weiß nicht, daß auch in Europa zu Zeiten von Epidemien die Ärzte wie verdächtige Personen behandelt wurden?

Ich habe selbst als Arzt eine Choleraepidemie in Sizilien mitgemacht und alles mögliche gehört und gesehen, aber ich kann nicht behaupten, daß man über die Ärzte mehr geklagt hätte, als über andere und mir selbst ist nicht die kleinste Grobheit oder gar feindselige Handlung vorgekommen. Man brachte die Ärzte nur in die Kategorie der verdächtigen Personen, der „untori“, zu welchen vor allem die Priester, dann die Regierungs- und Kommunalbeamten, die Ärzte und noch einige andere gehörten.

Sicher ist, daß in Sizilien, soviel ich weiß, sich nichts ähnliches zugetragen hat, wie in Spanien bei Valencia im Cholerajahr 1885. Es ist eine Episode, welche verdient, daß man die Erzählung, welche ein Korrespondent der „Riforma Medica“ darüber brachte, hier wiederholt.

„In Puebla-larga starb ein Mann an der Cholera. Die Verwandten des Verstorbenen, statt wie üblich diese Nachricht zu

verbreiten, verheimlichten sie. Geduldig erwarteten sie in einem Zimmer, vor jenem des Toten, den gewöhnlichen Besuch des Arztes. Auch als dieser kam, sagten sie nichts vom Tod seines Patienten. Mit einer Natürlichkeit, als ob gar nichts Neues im Hause vorgefallen sei, forderten sie ihn auf, einzutreten.

Ohne Mißtrauen näherte sich der Arzt dem Bett des Kranken, aber welche Überraschung, denselben tot zu finden! — —

Er befand sich noch unter dem Eindrucke dieser Entdeckung und hatte noch nicht Zeit gefunden, seiner Verwunderung Ausdruck zu geben, als er sich auch schon von der Familie umringt sah, welche mit drohenden Mienen gegen ihn Stellung nahm.

„So, rief einer, wir bezahlen Euch und Ihr könnt unsere Kranken nicht retten?"

„Wir werden Euch auch bezahlen, bevor Ihr Eure mörderischen Werke fortsetzt, sagte ein anderer; dies ist der dritte, welchen Ihr in acht Tagen umgebracht habt. Kanaille! Elender!"

Und Männer und Frauen schrien auf ihn ein und hielten die geballten Fäuste dem Doktor unter die Nase, welcher vergeblich versuchte, ihnen ein wenig Vernunft beizubringen. Der Lärm wurde nur ärger und die Aufregung dieser Besessenen stieg immer mehr.

Plötzlich ergriff die Frau des Toten die verschiedenen Arzneien, welche derselbe noch nicht aufgebraucht hatte, seine Salben und Pillen, welche sie am Kamin und den Möbeln fand:

„Nimm, Brigant! So werde ich mich rächen, wenigstens wird nicht alles verloren sein!"

Und während einer den Arzt mit den Armen umfaßte, riß ihm ein anderer den Mund auf und das Weib goß ihm mit Gewalt den Inhalt der Flaschen und Schachteln hinein.

Der Arme schlug aus Leibeskräften um sich, während sich seiner Kehle ab und zu unartikulierte Laute entrangen.

„Halt ihn! Halt ihn noch!"

Und die Megäre preßte ihm alles hinein, was sie in allen Winkeln des Zimmers finden konnte.

Diese schreckliche Szene dauerte wohl zwanzig Minuten, ohne daß ein Schimmer von Vernunft im Gehirn eines dieser Wilden aufgedämmert wäre.

Eine Stunde später war der Doktor eine Leiche.

Als man seinem Vater die fürchterliche Nachricht brachte, auf welche Weise sein Sohn, als Opfer seiner Pflicht, sein Leben lassen mußte, legte er sich zu Bett, um nach zwei Tagen seinem Schmerz zu erliegen."

Dessenungeachtet zeigen sich in allen Epidemien die Ärzte auf der Höhe ihrer Mission, aber wer rechnet damit? Wer spricht davon, wie mutig die Tat eines Arztes sei, welcher, vollkommen frei, zu bleiben oder zu gehen, wohin es ihm gefällt, sich sogleich an den Ort begibt, wo eine Epidemie zum Ausbruch kam, wo die Gefahr am größten, die Hilfe am dringendsten nötig ist, welcher, um zu helfen, kein Ungemach, keine Gefahr und Mühe scheut? Es ist überflüssig, über die Freiheit des Arztes Worte zu verlieren. Jene, welche sich in freier Praxis befinden, welche weder durch den Bezirksdienst, noch jenem an einem Hospital gebunden sind, können doch bleiben oder gehen, wo es ihnen am bequemsten ist, und die Drohungen, welche in der letzten Cholera-Epidemie die Regierung gegen einige Ärzte veröffentlichte, die, frei über sich selbst zu verfügen, die Orte, wo die Epidemie herrschte, verlassen hatten, hat mehr die Leichtfertigkeit der Regierung, als jene der betreffenden Ärzte demonstriert. Über die Berechtigung eines öffentlichen Vorwurfes gegen solche Ärzte, die auch von der allgemeinen Panik ergriffen werden, läßt sich streiten, denn das gute Publikum, das immer gleich bereit ist, zu urteilen und zu tadeln, müßte bedenken, daß es eben nicht nur den einzigen „Don Abbondio" gibt, welchen die Furcht so verwirrt, daß er jede Schicklichkeit, Rücksicht und moralische Pflicht vergißt und nur an seine eigene teure Person denkt; das sind immer Fragen des Temperaments und wenn man einem Messerhelden momentane Unzurechnungsfähigkeit als mildernden Umstand zuspricht, weshalb läßt man diese Entschuldigung nicht auch für jene gelten, welche die Furcht sinnlos macht?

Doch den Vorwurf immerhin jenem Arzt, welcher die Gefahr flieht; aber jenem, welcher ihr entgegentritt, was bleibt ihm? Eine lächerliche Medaille, wenn er am Leben bleibt, und wenn er stirbt — nichts! Denn in solchen Zeiten werden nicht einmal Leichenreden gehalten, welche seine Verdienste preisen könnten, und hinterläßt er Frau und Kinder — niemand erinnert sich dieser, wenn sie kein Brot haben.

---

4. Kapitel.

Klienten.

Man fragt den Arzt. — Spiritistische Ohrfeigen. — Weiber, Weiber! — Gebrochene Beziehungen. — Nächtliche Ruhe. — Genf und Catania.

Es gibt Personen, welche in Krankheitsfällen so furchtsam sind und deshalb alle Anordnungen des Arztes so genau befolgen, daß sie es fast machen, wie jener Diabetiker, von dem man sich erzählt, er habe, als er im Sterben lag, sich dem Priester gegenüber geweigert, das Abendmahl zu empfangen, mit der Begründung, daß der Arzt ihm den Genuß von Mehlspeisen verboten habe. Im Gegensatz zu solch übertrieben gewissenhaften Patienten gibt es aber auch andere, die zwar beim kleinsten Unwohlsein den Arzt rufen lassen, aber keine seiner Verordnungen im geringsten beachten. Man findet Klienten, welche die sonderbarsten Anforderungen an den Arzt stellen, und andere, die sich beinahe vor ihm entschuldigen, daß er sie zu Bett findet. Es gibt Kranke, welche sofort geheilt sein wollen, weil sie keine Zeit zu verlieren haben und wieder andere, die denken wie Leopardi:

„Il vivere è sventura
grazia il morir.“*)

und weder den Arzt sehen, noch Medizin nehmen wollen.

Mit einem Wort, die Klienten des Arztes setzen sich aus solch verschiedenen Elementen zusammen, daß man sagen kann, es sei ein Mosaik aller Temperamente, aller Naturen, aller moralischen Eigenschaften, aller Bildungs- und Gesellschaftsklassen, viel veränder-

*) Das Leben ist Unglück, Glück der Tod.

licher, vielgestaltiger, kurz ganz verschieden von den Klienten anderer Arten.

Wenn man z. B. einem Advokaten seine Angelegenheiten übergibt, wird man ihm fast stets blindlings vertrauen, ohne Versuche, ihm etwas einzureden oder ihn zu lenken, geschieht es dennoch, dann gewiß nur in schüchterner, furchtsamer Weise, immer bereit, den Rückweg anzutreten, sobald einem ein unbekannter Gesetzesparagraph entgegengehalten wird.

Wer dagegen den Arzt konsultiert, hat sich fast immer schon eine eigene Diagnostik und eine entsprechende Behandlung zurechtgelegt; stellt nun der Doktor dieselbe Diagnose, so findet er, daß es eigentlich ganz unnötig war, zum Arzt zu gehen; ist aber die Diagnose eine andere, so wird der Kranke alles mögliche versuchen, um den Doktor auf den richtigen, d. h. „seinen" Weg zu bringen. Den hysterischen Frauen gelingt dies manchmal.

Spricht man in einer Gesellschaft, in der sich auch ein Arzt befindet, über Dinge, die mit der Medizin zusammenhängen, so wird gewiß mancher seine Meinung als eine zweifellose Tatsache hinstellen, und nur zum Schluß noch aus purer Höflichkeit beifügen: aber wir können ja den Doktor fragen!

Wenn aber der auf solche Weise Hereingezogene findet, daß die betreffende Anschauung auf sehr schwachen Füßen stünde, so wird gewiß der Fragende energisch protestieren, er wird seine Behauptung mit allen möglichen Gründen zu stützen suchen, wird schließlich anführen, daß ja auch in der Medizin die Meinungen frei seien, übrigens habe er das, was er glaubt und behauptet, von einem ausgezeichneten Kliniker, einer wirklichen Berühmtheit von ehemals gehört, von einem Manne, bei dem auch die heutigen Ärzte noch in die Schule gehen könnten rc.

Der arme Arzt, der natürlich nicht gefragt wurde, um eine andere Meinung auszusprechen, sondern um jene des Fragenden zu bestätigen, darf schließlich von Glück sagen, daß man ihn nicht einen Esel nennt, was im Stillen auch wohl jeder Klient tut, bei dem die eigene und die Diagnose des Arztes nicht übereinstimmen.

Ich habe schon im vorhergehenden Kapitel gesagt, daß alle Welt gerne ein wenig den Arzt spielt und Rezepte in den Taschen hat, nie aber zeigt sich die Wahrheit dieser Behauptung besser, als wenn ein Arzt eine langwierige Krankheit zu behandeln hat.

Wünscht der Arzt in diesem Falle eine ruhige und nutzbringende Behandlung, so muß er ein Mittel verordnen, welches, wie er sagt, eine hygienische Notwendigkeit ist, denn notwendig ist es zum Besten des Kranken. Er muß dem Kranken befehlen, möglichst wenig zu sprechen, und der Familie, das Krankenzimmer allen Besuchen zu verschließen. Man wird zwar auch auf diese Weise die männlichen und weiblichen Klatschbasen nicht ganz ausschließen können, aber ihr Zudrang wird doch bedeutend vermindert und dies ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Wenn der Verkehr ganz frei ist, kommen soviele Neugierige, die glauben, um ihren Besuchen eine Berechtigung zu geben, ein außerordentliches Interesse für den Kranken und alles, was mit ihm zusammenhängt, zeigen zu müssen; und dies Interesse bekunden sie zumeist durch Nörgelei über das, was gemacht wurde und durch Ratschläge, wie es besser zu machen sei.

Gerade in der Medizin herrscht dieser allgemeine Dilettantismus und gerade die Medizin ist jene Wissenschaft, in welcher es keinen Raum für Dilettanten gibt. Man kann ganz gut zu seinem und mancher Mitmenschen Vergnügen Dilettant in der Kunst, Musik oder Literatur sein, aber in der Medizin nicht. Entweder Arzt oder nichts.

Wer aber doch glaubt, etwas von Medizin zu verstehen, dem rate ich, um eine richtige Vorstellung über sein eigenes Wissen zu bekommen, dies: er richte seine ganze Aufmerksamkeit auf ein Organ unseres Körpers, u. zw. auf eines der einfachsten und meist bekannten und studierten, z. B. die Nieren, und suche nun mit Hilfe der besten Bücher in die Struktur derselben einzudringen, den Verschlingungen der kleinen Kanälchen zu folgen und ihre Funktion zu verstehen. Ich habe eines der leichtesten Gebiete gewählt, trotzdem bin ich sicher, daß er nach einigen Versuchen entmutigt ablieze,

wie einer, der mit sechzig Jahren noch Sanskrit studieren oder als Erstlingstour den Montblanc besteigen wollte.

Und was würde wohl erst geschehen, wenn er versuchte, sich einen richtigen Begriff von der Entzündung oder dem Fieber zu machen, diesen beiden Bergen der medizinischen Wissenschaft, die selbst uns erschrecken und entmutigen, die wir in und für die Wissenschaft leben?! Dann würde er vielleicht reuig an seine Brust schlagen und ausrufen: „hoc unum scio me nihil scire!«

Doch um den abgerissenen Faden meiner Rede wieder aufzunehmen, wollte ich sagen, daß, je größer die Zahl der Personen ist, die den Kranken umgeben, desto größer auch jene der Kritiker des Arztes und der Insinuation über die Verschlechterung der Krankheit; die einen machen den Vorschlag, noch einen Arzt dazu zu rufen, wie man einem schwerbeladenen Wagen noch ein Pferd vorspannt, wenn ein Berg kommt, die anderen raten, ohne viel Umstände den Arzt zu wechseln, man wechselt ja auch während einer langen Reise die Pferde, wenn sie müde sind.

Man kann sich vorstellen, daß der arme Doktor im Kampf gegen diese Einflüsse unbekannter Herkunft sich ungefähr so vorkommt, wie jemand, der einer spiritistischen Sitzung beiwohnt und plötzlich Fußtritte und Ohrfeigen bekommt und nicht weiß, wem er sie zu danken hat. Den ersten Stich, der ihm zeigt, daß der Geist anwesend ist, empfängt er, wenn man ihn während eines seiner gewöhnlichen Besuche fragt: wie scheint es Ihnen heute? — mit einer gewissen Betonung, als hieße es: uns scheint es gar nicht gut zu gehen.

Später erhält er dann wohl eine Ohrfeige in der Form von: Aber wie kommt das, Doktor, daß es gar nicht besser wird? Dies will sagen, daß eine Nachbarin, welcher der Doktor auf die Nerven fällt, zur Frau des Kranken gesagt hat: „Wissen Sie, daß Ihr Mann mir gar nicht gefällt? er nimmt sichtlich ab, ich würde ohne weiters den Professor W. zu einem Konsilium rufen."

In der Folge, wenn der Arzt nicht den Scharfblick besitzt, gleichzeitig die Listen der Krankheit und jene der Freunde und

besonders Freundinnen zu beobachten, kommen dann die anderen Schläge in wunderbarem crescendo.

Ich will hier nicht meinen jungen Kollegen zeigen, wie sie diese Magelhaensstraße zu durchschiffen haben, wie sie bald dem Strom folgen, bald das Schiff erleichtern oder auch mit voller Dampfkraft, gegen Wind und Wellen kämpfen sollen, ich beschränke mich darauf, einen Ausspruch Schneiders anzuführen, welcher in wenige Worte alle Ratschläge zusammenfaßt, die man geben kann, die aber auch wohl im praktischen Fall dem Gedächtnis entfliehen: „Man versuche nicht, die beunruhigten Gemüter gegen ihren Willen in Sicherheit zu wiegen, es scheint eine Rechtfertigung seiner selbst und wo kein Fehler gemacht wurde, ist es gut, alles zu unterlassen, was einer Rechtfertigung gleicht.“

Von mir selbst möchte ich noch etwas beifügen, wodurch wohl noch die Zahl der Ehrentitel vermehrt wird, die ich ob meiner Bewunderung des weiblichen Geschlechtes von demselben ernte; nämlich, daß in allen den Verlegenheiten, die dem Doktor begegnen, sein trügerischster Freund und sein gefährlichster Feind die — Frau ist.

Sie ist es, die den Arzt in das Haus führt und sie ist es, die ihn vertreibt. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, in neun von zehn Fällen sind es die Klatschen der Nachbarschaft und Verwandtschaft, welche die ersten Zweifel an seiner Methode erregen, es ist eine Freundin der Familie, die derselben die Idee eines Konsiliums oder Wechsel des Arztes beibringt.

Und wenn der Arzt das Unglück hat, einen Patienten zu verlieren, und er, wie fast immer in diesem Fall, auf dem Scheiterhaufen des Verstorbenen geopfert wird, so hat er dies, sein hartes Schicksal, der Mutter oder Tochter, oder manchmal auch der Frau zu verdanken.

In diesen wie in vielen anderen Fällen, wechselt die Frau ihre Pietät für den einen in Härte für den andern, soviel Liebe sie für den Verstorbenen gehegt, so tief wird der Haß für den sein, welcher, wie sie glaubt, die Schuld an dem Verlust trägt.

Ich zweifle nicht, daß auch bei den grausamen Strafen, welche den Ärzten von Alexander dem Großen und von Caracalla auferlegt wurden und von welchen ich noch im 7. Kapitel sprechen werde, die zarten Händchen einer Dame jener Zeit im Spiele waren.

Daß die Frau, im Haß sowohl als auch im gewöhnlichen Ärger, zäher und gründlicher ist als der Mann, erweist sich alle Tage. Angenommen, es stirbt ein Kranker, so wird oftmals der Arzt nicht mehr in diese Familie gerufen werden, aber während die Männer wenigstens den Schein der obligaten Höflichkeit zu wahren suchen, sind die Frauen fähig, wenn sie den Arzt, der in der Ruhe seines Gewissens glaubt, sie grüßen zu müssen, begegnen, entweder den Kopf auf die andere Seite zu drehen, oder aber ihn mit den Augen zu durchbohren. Wenn diese Messer wären . . . Gott erbarme sich seiner!

Ich habe es immer wenig vernünftig gefunden, wenn sich die Ärzte über die Untreue und Unbeständigkeit ihrer Klienten beklagen und ein großes Geschrei machen, wenn einer von diesen sich erlaubt zu zweifeln an den ärztlichen Fähigkeiten, die ihm selbst doch vor kurzem noch unanfechtbar feststanden.

Das respektable Publikum ist wie die Lottonummern, die sich in der sogenannten Urne befinden, durch die Rotation derselben kommen früher oder später alle an die Oberfläche; die jetzt am Grund sind, befinden sich später oben oder umgekehrt. Jeder Arzt kann an seinen Klienten dies Spiel beobachten, er sieht die Oberfläche, seine gegenwärtigen Klienten und den Grund, wo sich seine ehemaligen und vielleicht auch einige zukünftige Klienten befinden.

Schwerlich wird ein Arzt seine Kleider sein Lebenlang bei dem gleichen Kaufmann kaufen und ebenso unwahrscheinlich ist es, daß der Kaufmann sich immer bei demselben Arzt die Ratschläge für die Gesundheit kauft. Es ist also eine Gegenseitigkeit, und keiner der beiden hätte Grund, sich deshalb zu beklagen, aber sie beklagen sich dennoch alle beide. Der Grund besteht in dem Wunsch, den

jeder in einem dunklen Winkelchen seines Herzens verborgen hat, so tief verborgen, daß er wohl selbst nicht an dessen Vorhandensein denkt. Der Modewarenhändler beklagt sich, wenn er einen Kunden verliert, weil der Wunsch in dem gewissen Winkelchen der ist, daß alle Leute, die Modewaren kaufen, zu ihm laufen sollen; derselbe Wunsch beherrscht den Arzt, der es ganz natürlich findet, wenn er sich einen neuen Klienten erwirbt, aber sehr schmerzhaft, einen alten zu verlieren.

Der Bruch der guten Beziehungen zwischen Arzt und Klienten kann sowohl von dem einen, als von dem andern ausgehen, aber ohne Zweifel besteht meistens der Fall, daß der Patient den Arzt verläßt.

Die Ursachen dieses Bruches sind so verschieden, oft ernst, oftmals lächerlich, manchmal unbegreiflich, kurz so vielfach, daß man, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, ein Buch darüber schreiben könnte.

Ohne diese Drohung wahr zu machen, will ich versuchen, ein paar Fälle, die schönsten Fälle, wie wir sagen, hier zu skizzieren, nichts weiter.

Der erste Fall: der Doktor, welcher den Kranken verläßt.

Der Dr. X., ein hochgeachteter Arzt der Stadt, wird gerufen, um einen vom Fieber befallenen Jungen zu behandeln. Am dritten Tage kann er sagen, daß es sich um ein typhöses Fieber handelt, welches regulär verläuft und daß zurzeit keine Komplikation zu befürchten steht. Am Abend desselben Tages kann er nur seinen Ausspruch vom Morgen wiederholen, hat aber noch nicht geendet, als ein Familienmitglied dazwischen fragt:

Also der Fall ist schwer?

Nicht schwer, nicht leicht, antwortet der Arzt, es ist Typhus und wie dieser . . . .

Oh, ich fragte dies — bemerkt der andere — weil die Mutter so geängstigt war und wir deshalb den Dr. Y. zum Konsilium für morgen früh gerufen haben, er wird um 7 Uhr hier sein.

Der Dr. X. fühlt, wie ihm die Flammen ins Gesicht schlagen, jene Flammen, die alle kennen, die in ihrer Eigenliebe oder Selbst-

achtung oder ihrer Würde gekränkt wurden, aber er beherrscht sich und sagt nur: Es ist gut.

Zu Hause schreibt er ein Billett, in welchem er, ohne sein Gleichgewicht zu verlieren, dem Haupt der Familie bekanntgibt, daß 1. das Konsilium gut ist, wenn der Arzt es für nötig hält, 2. daß, wenn die Initiative dazu von der Familie ausgeht, die Regeln der einfachsten Höflichkeit verlangen, daß man den behandelnden Arzt fragt, ob er damit einverstanden sei und, im bejahenden Fall, ihm die Wahl des Konsiliarius überläßt. Er schließt mit der Bemerkung, daß er dem Konsilium nicht beiwohnen werde, überhaupt auf die Ehre verzichten müsse, den Kranken weiter zu behandeln.

Die Familie aber wird, an ihrem bisherigen Benehmen festhaltend, dem Dr. Y. keine Mitteilung von der veränderten Sachlage machen und ihm das Ganze erst erzählen, wenn er sich zu dem Konsilium einfindet und dort die Abwesenheit des Ordinarius bemerkt. Der Konsiliarius wird nun — ja, hier gibt es verschiedene Fälle. Es kann sein, daß der betreffende Arzt die 25 Lire höher schätzt als seine und seines Kollegen Würde und es nicht verschmäht, den Kranken zu behandeln, aber gewöhnlich, d. h. wenn die Familie es nicht überhaupt vorzieht, ihm den wahren Grund der Abwesenheit des Ordinarius zu verschweigen und ihm irgendetwas anderes vorzuspiegeln, wird er wohl dem Haus den Rücken kehren und die Familie muß sich einen Arzt suchen, welcher intellektuell und moralisch auf einer etwas niedereren Stufe steht, als die beiden ersten.

Diese vom Arzt den Klienten erteilten Lektionen sind allerdings ziemlich selten, weil die Personen, welche dem sie behandelnden Arzt so wenig Rücksicht beweisen, gottlob auch selten sind, noch seltener freilich die Ärzte, welche nicht wie Heloten sich solch ähnlichen und noch schlimmeren Demütigungen unterziehen, in dem Wunsch, dem Kranken zu helfen.

Häufiger ist das Entgegengesetzte der Fall, so häufig, daß es schwer ist, unter den Tausenden von Fällen einen zu wählen, um

ihn als Exempel anzuführen. Nun ich bringe einen, der, obwohl so sehr unwahrscheinlich aussehend, doch nicht ermangelt, wahr zu sein.

Es gibt Klienten, welche den Arzt aus — Dankbarkeit verlassen. Dasselbe Gefühl, welches bei andern die Ursache zur größeren Anhänglichkeit und Zuneigung ist, gibt bei ihnen den Anstoß zur Trennung. Dies scheint ein grober Widerspruch, aber dennoch ist es Tatsache, eine Tatsache, die ich nicht zu erklären suche, denn dazu bedürfte es eines langen analytischen Seelenstudiums à la Bourget jener Personen, bei welchen man dergleichen beobachten kann. Es scheint wirklich Leute zu geben, die von Mutter Natur so unglücklich veranlagt sind, daß die Dankbarkeit bei ihnen ganz neue und ungewöhnliche Erscheinungen auswechselt. Sie sind wohl fähig, Dankbarkeit zu empfinden, aber wenn dieselbe zu groß wird, beschwert sie ihnen das Gemüt, wie ein anderer einen schweren Druck im Magen fühlt, wenn er einen großen Teller Maccaroni mit Tomaten verzehrt hat. Eine solche Person wurde vielleicht durch den Dr. Z. geheilt und sie wird ihm dafür sehr dankbar sein und aufrichtig bedauern, diese Dankbarkeit nicht auch genügend zum Ausdruck bringen zu können. Nach einiger Zeit erkrankt nun ein Kind am Scharlach und unter der Behandlung des gleichen Arztes wird auch dieses geheilt; die Dankbarkeit verdoppelt sich, aber zugleich zeigen sich auch die ersten Symptome einer gewissen Belästigung, kommt nun noch ein dritter ähnlicher Fall, dann wird die Dankbarkeit so groß und drückend, daß man beim viertenmal . . . . einen anderen Arzt ruft.

Ich konstatiere das Faktum und ohne eine erschöpfende Erklärung zu versuchen, beschränke ich mich darauf, eine Magenschwäche mit dieser Schwäche des menschlichen Gemütes zu vergleichen, welches nicht imstande ist, die Dankbarkeit zu fassen und zu verdauen. Diese Schwäche ist folglich ein pathologisches Phänomen, sie ist Ausnahme, nicht Regel.

Die Regel ist dagegen, daß eine gut gelungene Behandlung die Achtung und das Vertrauen zu dem Arzt erhöht; das Vertrauen wird jedoch nicht wachsen nach einer Reihe unglücklicher Kuren,

wenn man auch erkennt, daß der schlechte Ausgang nicht die Schuld des Arztes ist; doch ist man auch in mancher Familie so vernünftig, daß man dem Arzt, welchen man einmal als Hausarzt gewählt hat, stets dasselbe Vertrauen entgegenbringt, auch wenn unter seinen Händen die halbe Familie hinsterben sollte.

Wenn der junge Arzt, nachdem er die Universität verlassen, erfüllt von Illusionen, Glauben und Enthusiasmus in die Heimat zurückkehrt, um sich dort niederzulassen, bereiten alle ihm große Feste, aber niemand kommt, ihn zu rufen. Sie mißtrauen noch — und sie haben nicht immer unrecht — seiner allzu frischen Wissenschaft, seinen allzu modernen Theorien und jeder wartet, bis er die erste Probe seines Könnens an — einem anderen abgelegt habe.

Doch wenn auch die Kranken am hellen Tag, wo man es am bequemsten hat, den Arzt zu holen, den man wünscht und wo das Licht Gemütsruhe und Mut einflößt, den „Neuen" in Ruhe lassen, so ändert sich die Sache in der Nacht.

Es ist noch nicht viel Zeit vergangen, daß der junge Arzt im Orte ist, als in einer herrlichen Sommernacht, da der Mond wie eine silberne Scheibe am Himmel steht, an der Haustüre geklopft wird; die Magd öffnet, ein Mann stürzt die Treppe empor, und — da unser Doktor noch ledig ist, direkt in dessen Zimmer:

„Doktor, kommen Sie schnell, um Himmelswillen, mein Bruder, welcher hier ‚in der Nähe' wohnt, liegt im Sterben, er erstickt."

Der Arzt läßt sich dies nicht zweimal sagen, er schüttelt den tiefen Schlaf seiner 25 Jahre von seinen Lidern, kleidet sich rasch an und geht weg.

Hochatmend im Hause des gefährdeten Bruders angekommen, — dasselbe liegt ein paar Kilometer von seiner Wohnung! — trifft er im Vorzimmer auf zwei andere Ärzte, welche eben im Begriff sind, wegzugehen, mit Gesichtern, die sich aus der gewöhnlichen Fasson sehr in die Länge gezogen haben, und ein Verwandter des Kranken tritt zu ihm und sagt: „Entschuldigen Sie, daß wir Sie gestört haben, aber es ist alles vergangen, der Kranke schläft."

Das Ganze war ein Asthmaanfall, fünf Minuten länger als gewöhnlich, die Verwandten ergriff ein panischer Schrecken und sie stürzten nach allen Richtungen auseinander, um Ärzte zu suchen, die dann den Sterbenden im ruhigsten, besten Schlaf fanden.

Nach acht Tagen folgt ein anderer nächtlicher Ruf, ein Sohn für seinen Vater. Diesmal, sagt der Arzt zu sich selbst, hoffe ich doch ein wenig nützen zu können. Er steht auf und eilt weg. Er findet den Kranken auf dem Bette sitzend und stellt eifrig die üblichen Fragen. Der Patient, der ganz seelenruhig drein sieht, antwortet nicht, sondern bedeutet ihm durch eine Handbewegung, sich zu setzen und zu gedulden. Der Arzt setzt sich, der Kranke beginnt nach einigem Räuspern ganz gemütlich: „Vor fünfzehn Jahren ..." und nun folgt eine lange und unzusammenhängende Geschichte, seiner vergangenen Krankheiten, bis endlich der Arzt ungeduldig dazwischen fragt: Aber, um zum Schluß zu kommen, was fühlen Sie denn jetzt?"

„Oh jetzt, es ist nichts, mein Sohn war geängstigt und ging einen Arzt zu rufen, aber ich habe gesagt, daß es nicht nötig wäre, es sind dieselben Schmerzen, wie seit fünfzehn Jahren, nichts Besonderes, wie ich Ihnen sage!"

Ein Monat ist vergangen, da wird er wieder nachts gerufen.

Unser Doktor, welcher jetzt schon Erfahrung hat in diesen Dingen, informiert sich nun erst über den Fall, ohne das Bett zu verlassen. Es ist ein vom Arzt aufgegebener Lungenschwindsüchtiger, der diese Nacht heftiges Blutspeien bekam. Der Doktor, wissend, daß seine Anwesenheit absolut nutzlos ist, und daß er ganz gut seine Ordination hier geben kann, sagt dem Verwandten, machet dies und jenes, Eis, Ergotin rc. rc. Und er bewegt sich nicht. Zu sich selbst sagt er: diesmal gehe ich nicht in die Falle.

Aber in der Nacht stirbt der Kranke und nach zwei Tagen steht in der Chronik des Lokalblattes: „Inhumanität! Wir begreifen nicht, was manche Ärzte sich für eine Idee von ihrem heiligen Beruf gebildet haben, jene, die nicht zufrieden sind, das Volk um hohe Honorare zu berauben . . . rc. rc. Da sollten denn

doch die Behörden energisch einschreiten und erzwingen, daß ein Arzt . . . ꝛc. ꝛc." Folgt die natürlich etwas entstellte Erzählung unseres Falles und die Bemerkung, daß dieser sogenannte Arzt, dessen Namen man nicht nennen wolle, eher einem Menschenfresser oder Heliogabalus zu vergleichen sei, da er seiner Bequemlichkeit willen Menschenleben opfert; daß er ein Esel sei, habe man ja schon früher gewußt. Natürlich weiß die ganze Gegend, von der Pfarrersköchin bis zum Brigadier der Carabinieri, wer der Doktor ist, dem die Gazetta zwei Spalten gewidmet hat, um so mehr, als die von der Gazetta bekämpfte Partei den Doktor als Kandidaten für den Gemeinderat aufgestellt hat.

Obwohl seine Wahl gesichert ist und der Doktor die Gazetta — (am Vorabend der Wahl schrieb sie noch: „Wähler, erinnert euch der Nacht des 17. Februar!") auslacht, bereut er doch, damals nicht gegangen zu sein und nimmt sich fest vor, in ähnlichen Fällen nicht mehr so zu handeln.

Er hat nicht lang auf den nächsten Fall zu warten. Der Freund eines Kranken ist gegangen, den Hausarzt zu rufen, dieser hatte Fieber, er suchte einen anderen, welcher an Kopfschmerzen litt und kam endlich zu unserem neugebackenen Gemeinderat. Dieser geht getreu seinem Vorsatz und findet einen armen Familienvater, von Magenkrämpfen und solch hartnäckigem Erbrechen befallen, daß alle Anwesenden in die größte Bestürzung versetzt sind. Der Arzt schreibt ein Rezept, erklärt auf das genaueste die Anwendung der Arznei, beruhigt die Familie und geht weg.

All dies kurz nach Mitternacht.

Am Morgen stellt sich der Freund des Kranken wieder ein.

„Wie geht's?" fragt der Doktor eifrig.

„Immer dasselbe", antwortet der andere niedergeschlagen.

„Aber er hat noch nicht die ganze Arznei genommen?"

„Um die Wahrheit zu sagen, er hat noch nicht angefangen damit, seine Frau fürchtete erst, es möchte schlimmer davon werden und später wußten wir nicht mehr, wie es zu geben sei und deshalb bin ich hergekommen! — — —

Ein anderesmal kommt ein Vater, derselbe hat die Temperatur seines Kindes gemessen und, um besser sehen zu können, gedankenlos das Thermometer an das Licht gehalten, wobei er dann die enorme Höhe von 47° fand.

Noch ein anderesmal ruft man ihn zu einer hysterischen Frau, welche Krämpfe bekommen hat und die ganze Behandlung besteht darin, daß er dem Mann versichern kann, zurzeit hätte er noch keine Aussicht, Witwer zu werden.

Um zum Ende zu kommen, schon nach wenigen Jahren besteht die Summe der nächtlichen Erfahrungen unseres Helden, nachdem von derselben eine gewisse Quantität Illusionen, Enthusiasmus und Menschenliebe in Abzug gebracht wurde, darin, daß 1. im größten Teil aller Fälle die Veranlassung der nächtlichen Rufe in der Bestürzung und Ratlosigkeit der Angehörigen zu suchen ist, aber daß sie an sich selbst nichts Schweres haben; die Angst der Familie ist die einzige Berechtigung für diese Rufe und Beruhigung das einzige Rezept des Arztes. 2. In wirklich ernsten Fällen, wie Aneurysmabruch oder Herzparalyse, kommt der Arzt doch zu spät und wenn er auch im gleichen Hause wie der Kranke wohnen sollte. 3. Nur in sehr wenigen, plötzlich eintretenden Fällen hat die schnellere oder verzögerte ärztliche Hilfe Einfluß auf Leben oder Tod; wie oft in chirurgischen und fast stets in obstetrizischen Fällen.

Die Statistik hat schon bewiesen, daß die Ärzte, die armen Menschen, zu jenen gehören, welche die kürzeste Lebensdauer aufweisen, welches Resultat würde die Statistik aber erst zutage fördern, wenn die Ärzte jedem Verlangen, jeder Kaprice der Klienten nachgeben wollten, besonders in Ländern, deren Bewohner sich eines leicht erregbaren Temperaments erfreuen!? Wer unter solchen Bedingungen Arzt sein wollte, müßte über einen ganz außergewöhnlichen Charakter verfügen, einen Charakter, wie die Christen zu Neros Zeiten, aber man muß bedenken, daß nicht alle, die sich ihren leidenden Mitmenschen widmen, deshalb auch den Beruf des Märtyrers oder Helden in sich fühlen.

Zwischen jenen guten Leuten, die um der geringfügigsten Sachen willen vollständig die Geistesgegenwart verlieren und die, sei es Tag oder Nacht, Regen oder Sturm, verlangen, daß sofort der Arzt komme, und jenen Ärzten, die sich nicht anders als zur festgesetzten Stunde aus dem Haus bewegen wollen, liegt, wie immer, das Vernünftige und Rechte in der Mitte, die Klienten sollten nicht unnötigen Alarm schlagen und die Ärzte sollten wissen, wann ihre Hilfe nötig oder doch wenigstens nützlich sein kann.

Oftmals ist diese Frage eine solche des Temperaments. Diese Wahrheit wußte ich längst, hatte aber nie so eine klare Demonstration davon erhalten, als eines Tages in Genf. Mir diese schöne Stadt besehend, bemerkte ich, daß viele, vielleicht alle Ärzte an der Haustüre eine „sonnette de nuit“ hatten und äußerte meine Verwunderung darüber einem Freund, welcher mir erklärte, daß niemand den Arzt hole, außer in wirklich ernsten Fällen und daß deshalb kein Arzt sich weigere, dem nächtlichen Rufe Folge zu leisten. Mein in unserer Gesellschaft befindlicher Neffe, Arzt in einer sizilianischen Stadt, lachte herzlich, als ihn der Genfer Freund fragte, ob nicht auch dort dieser Usus sei. „Oh, lieber Freund,“ antwortete er, „wenn bei uns die Ärzte jedem Rufe folgen wollten, müßten sie jede Nacht einigemal aufstehen, so gerne machen bei uns die Klienten Alarm. Aber da sie ihre Pappenheimer kennen, weil auch sie dasselbe Temperament und jene schreckliche Furcht vor den Krankheiten haben, die Daudet in seinem „Tartarin de Tarascon“ so gut beschrieben hat, so hüten sie sich wohl, des Nachts aus dem Hause zu gehen, es sei denn in ganz außergewöhnlichen Fällen oder in den ersten Jahren ihrer Praxis.“

Auf diese Weise haben am Ende alle Recht, die Kranken, welche behaupten, keine Hilfe bei Nacht zu bekommen und die Ärzte, welche nach einer Reihe Mystifikationen immer kühler werden, bis ihr anfänglicher Enthusiasmus unter dem Nullgrad angelangt ist.

---

5. Kapitel.

Konsilien.

Eine eigentümliche Idee. — Was den Frauen und den Ärzten nicht gefällt. — Ein Konsilium mit mehreren Ärzten. — Magister dixit.

Wenn ich einen Arzt auf der Straße gehen sehe, kann ich meine Sinne nicht von einer merkwürdigen Idee befreien. Es scheint mir, daß er nicht frei in der reinen klaren Luft stehe, wie all die anderen Sterblichen, sondern von einer speziellen, dunklen, nebelhaften Atmosphäre umgeben sei, in welcher er nur mit Anstrengung atmen kann, eine Atmosphäre, die sich mit ihm bewegt, ohne ihn je zu verlassen, die geht, wo er geht und eintritt, wo er eintritt, von welcher er den Kernpunkt bildet und die er nie, auch wenn er wollte, verlassen kann. Wenn der Vergleich nicht zu übertrieben wäre, möchte ich den Eindruck mit jenem vergleichen, den eine Stadt gegen Abend, von der Höhe eines Berges gesehen, macht, in der schweren, drückenden Luft, wenn der Dampf der nassen Straßen und der Rauch der Kamine sie einhüllt und alles zu ersticken scheint. Wir fragen uns dann wohl, wie können die Leute unter jener Bleidecke atmen? Und so frage ich mich, wenn ich einen Arzt sehe, wie kann er leben in jener erstickenden Wolke, die ihn umgibt? In dieser Wolke, die sich zusammensetzt aus dem Staub aller Verleumdungen, aller Listen und aller Mißgunst der Kollegen, aller Beschuldigungen, Torheiten und Undankbarkeiten jenes Publikums, für welches er arbeitet und in dessen Mitte er sein Leben verbringt, und die er durch jeden Versuch, sich zu verteidigen und sich davon zu befreien, nur noch mehr verdunkelt, wie der Tintenfisch, der zu seiner

Verteidigung das ihn umgebende Wasser verdunkelt. Daher kann man auch das eigentliche Wesen so manchen Arztes kaum erkennen in seiner Wolke; andere scheinen etwas klarer, keiner jedoch erscheint in durchsichtiger Klarheit. Es gibt keinen noch so ehrenhaften, kenntnisreichen und aufmerksamen Arzt, dem nicht einige hundertmal fahrlässige Tötungen zugeschrieben, dem nicht der Vorwurf der Ignoranz oder Dünkelhaftigkeit gemacht und der nicht einigemale, wenigstens mit einem Körnchen von Verleumdung von einem seiner Lehrer, Schüler oder intimen Freunde verraten wurde, wie es auch keinen Arzt gibt, welcher, wenn auch vielleicht ganz unabsichtlich, sich nie ein wenig Reklame gemacht und nie ein wenig geheuchelt hat; keinen, der nicht von einem giftigen Pfeil in der weniger noblen Seite seines Gemütes getroffen, darauf reagiert und auch einige Pfeile an die Adresse jenes Kollegen gesandt hätte; es sind stumpfe und vielleicht vorher sogar sterilisierte Pfeile gewesen, aber doch immerhin Pfeile.

Es ist ein zu allen Zeiten und an allen Orten und Gelegenheiten konstatiertes Faktum, daß sich die Ärzte untereinander beißen und kneifen und zerfleischen, wie eifersüchtige Hunde, aber den Haß, die Rivalität und die Schmähungen von einstmals und jene von heute vergleichend, muß man gestehen, daß die Sitten sich auch zwischen uns gebessert haben. Alle Vorgänge vollziehen sich heute wenigstens unter dem Schein der guten Formen, wie es sich für wohlerzogene Leute schickt, und es ist wohl selten der Fall, daß der plötzliche Ausbruch einer groben Beschimpfung die rohen Gebräuche des Dorfes bloßlegt, in welchem der Professor W., der Schrecken der Kandidaten, Kranken und Krankenpfleger, geboren ist.

Man sagt, daß nichts einer Frau größeres Mißvergnügen macht, als das Lob einer anderen hören zu müssen, ganz dasselbe kann man von den Ärzten sagen. Wenn du dir die Gunst eines Arztes erringen willst, darfst du es nicht wagen, eine Lobrede auf einen Kollegen in derselben Stadt zu halten, dies würde ihn unfehlbar in einer Weise gegen dich einnehmen, daß es sich nicht

wieder gut machen ließe. Aber glaube nur ja nicht, mit der entgegengesetzten Taktik einen besseren Erfolg zu erzielen, indem du schlecht von den anderen Ärzten sprichst. Dein Arzt wird, wenigstens wenn er nicht jedes Gefühl für die Würde seines Standes verloren hat, deine Rede sehr unrecht finden, und während er denkt: „hodie tibi, cras mihi“ fühlt er den Korpsgeist in sich erwachen und weist deine Angriffe resolut zurück. Wehe, wenn du es wagst, vor einem Arzt die Korporation anzugreifen, welcher er angehört; unter sich werden sie alles erledigen, wie es ihnen gutdünkt und gefällt, ein Fernstehender aber darf sich nicht mit ihren Angelegenheiten befassen.

Man braucht nicht gerade tief einzudringen, um zu finden, daß die Ursache dieser ärztlichen Dissidien in der gewöhnlichen Berufseifersucht zu suchen ist. In der Tat, wo die Ärzte derselben Stadt in Ärzte und Chirurgen geteilt sind, werden die ersten sich gegenseitig hassen und die zweiten werden es ebenso machen, aber die schlimmen Gefühle werden nicht die Grenzen der einzelnen Spezialitäten überschreiten; auch wird kein Arzt einer Stadt gegen jenen in einer anderen einen Groll hegen; jenseits der Mauer herrscht eitel Liebe, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Ist es nötig, bei den Ausnahmen, die man findet, darauf hinzuweisen, daß dieselben auch hier nur die Regel bestätigen? Zwei Universitätsfreunde, durch die engste, intimste Freundschaft verbunden, können ganz gut diese Freundschaft bewahren, auch wenn sie auf demselben Terrain den traurigen Kampf ums Dasein zu kämpfen haben. Die Freundschaft wird vielleicht ein wenig lauer, vielleicht gibt's auch einige kleine Eifersüchteleien, aber schwerlich wird die Liebe in Antipathie umschlagen und noch weniger wird sie der Verleumdung Raum geben.

Ähnlich liegt das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer, obwohl hier nicht alles so glatt abgeht wie im ersten Fall. Der Professor sieht Hunderte von jungen Leuten seine Schule verlassen und sich um ihn in der Stadt oder der Gegend zerstreuen, einige mutigere auch in ferne Länder entfliehen, er umfaßt sie alle mit

gleicher Liebe, die aber an Tiefe verliert, was sie an Ausdehnung gewinnt. Doch gibt's unter dieser Menge wohl einen, den der Professor wegen seiner besonderen Tüchtigkeit oder wegen der Sympathie, die er ihm einflößt, zu sich ruft, zu seinem Mitarbeiter macht, ihn zu den ersten wissenschaftlichen Versuchen ermutigt, ihn lenkt bei den ersten Arbeiten und ihn führt und leitet auf dem schwierigen Pfad des Berufes.

Aber leider ist des Menschen Wille ein gar veränderlich Ding und derselbe Lehrer, der seinerzeit sich seines Jüngers freute und ihn antrieb, lenkte und half bei den ersten Schritten, wünscht, daß dieser an einem gewissen Punkt haltmache, daß er immer unter seiner Vormundschaft bleibe, daß er alle wissenschaftliche Tätigkeit fortwährend der Erklärung und Ausarbeitung der Arbeiten des Lehrers widme. Und wenn er dann bemerkt, daß der Schüler anfängt eigene Ideen zu haben und sich allein zu bewegen, und daß die Welt anfängt den Namen desselben getrennt von jenem des Meisters zu nennen, erwacht eine neue Empfindung in seinem Gemüt, eine schmerzliche Empfindung, eine Belästigung, für welche er selbst keinen Grund finden kann, wie jene ungefähr, die uns ein unsichtbares Haar im Winkel des Auges bereitet, und der berühmte Lehrer schämt sich, es sich selbst zu gestehen, wenn er entdeckt, daß das unsichtbare Haar sein vor wenigen Jahren so geliebter Schüler ist.

Nicht weniger peinlich ist dann auch die Stellung des Schülers. Er, der eine hohe Achtung für seinen Lehrer fühlte, der wie heiliges Feuer die Flamme bewacht hat, die sich so schwer im menschlichen Herzen lebendig halten läßt, die Flamme der Dankbarkeit, fühlt nun eine undefinierbare Bitterkeit, wenn er sieht, daß sich die Zuneigung in Abneigung, die Freundlichkeit in Kälte verwandelt. Das Resultat dieses Kampfes, der sich in seinem Gemüt zwischen Dankbarkeit und beginnender Enttäuschung vollzieht, wird je nach dem Charakter des Menschen verschieden sein. Der eine wird seinen Kultus unverändert fortführen, der andere wird zufrieden sein, Gelegenheit und Anlaß zu haben, einer Bevor-

mundung zu entgehen, die ihm vielleicht schon so lästig war, wie den Heuchlern in Dantes Hölle ihre Bleikappe; zwischen diesen und jenen gibt es aber auch schwächere Charaktere, welche in dem inneren Konflikt zwischen Dankbarkeit und Unwillen, zwischen der ehemaligen Zuneigung und jetzigen Abstoßung nicht widerstehen können, die, den Lehrer verlassend, nicht stark genug sind, rücksichtslos ihren eigenen Weg zu gehen; sie können nicht treu bleiben, aber sie wollen auch nicht undankbar sein oder scheinen.

Vor etlichen Jahren tötete sich ein junger, schon berühmter Chirurg am Vorabend der Sitzung des ärztlichen Kongresses, auf welchem er einen Vortrag halten sollte; man sagte damals und vielleicht mit Recht, der Grund dieses plötzlichen Entschlusses sei in einem dieser inneren Kämpfe zu suchen gewesen, die wie man sieht, nicht immer unblutig verlaufen.

Und wenn schon solch tragisches Ende eine Ausnahme in den ohnehin nicht so häufigen Fällen der Zwietracht zwischen Meister und Jünger bildet, so glaube ich, daß derartiges in den außerordentlich häufigen Streiten zwischen den Ärzten, welche keine anderen Beziehungen miteinander haben, als jene der wechselseitigen Verachtung, überhaupt nie vorkommt.

Jeder Arzt, welcher den professionellen Kampfplatz betritt, wird so vorgehen, wie es ihm sein Charakter, seine Neigungen, seine Erziehung raten, ohne sich besonders durch die Rücksicht auf das Publikum oder die Kollegen leiten zu lassen. Es gibt welche, die es bald begreifen, daß ihr Beruf eine gute Gelegenheit für andere ist, ihren Bosheiten freien Lauf zu lassen und die auf dem Wege der Pflicht vorwärts gehen, ohne sich viel darum zu kümmern, was andere von ihnen denken oder sagen. Andere jedoch sind so reizbar und zornmütig wie ein Stier in der Arena und bei jedem anonymen Banderilla, das ihnen in den Hals gesteckt wird, machen sie desperate Sprünge und verbrauchen so ihre Kräfte in unnützer Verteidigung. Wieder andere sind die Schlauen, die aus allem Kapital schlagen, die sich auch diese Angriffe nutzbar machen und bei jedem leichten Stich, den sie empfinden oder

zu empfinden glauben, ein großes Geschrei machen, nur um von möglichst vielen gehört zu werden, die auf jedes Wort, das, man weiß nicht wem, vielleicht niemandem, entflohen ist, mit einem Zeitungsartikel, auf jeden Artikel mit einer Broschüre antworten und die sich keine Gelegenheit entgehen lassen, um der Welt ihre Existenz, ihren Wert und ihre Wichtigkeit ins Gedächtnis zu rufen.

In Sizilien findet man auf den Schiffen, den Wagen und über den Türen der Osterien häufig die von allerhand Zeichen, Arabesken und allegorischen Figuren umrahmte Inschrift: „Chi d'invidia campa, disperato muore".*) Es ist eine Beschwörungsformel gegen den „malocchio", den bösen Blick der Neider, und gleichzeitig eine heilsame Ermahnung an die Adresse dieser letzteren. Diese Inschrift sollten die Ärzte über der Türe ihres Hauses anbringen, denn der Neid, diese häßlichste aller Sünden, hat unter den Ärzten zahlreiche Adepten, mehr als man glauben und wünschen möchte. Er bildet einen wichtigen Bestandteil der sogenannten Berufseifersucht, bei manchen ist er sogar so hervorragend, daß er alle Gefühle und alle persönlichen und berufsmäßigen Beziehungen mit anderen Ärzten beherrscht. Der Neider kann die Ärzte nicht ertragen, die er schon in Ausübung ihrer Praxis fand, als er kam und sucht sie stets zu verdrängen, schmeichelt jedoch den hervorragendsten, um sich selbst die Position zu sichern. Aber wehe jenen, die mit oder nach ihm kamen, sie sind entweder Charlatane oder anmaßende Knaben ohne Erfahrung. Er meidet stets die Gesellschaft anderer Ärzte, nimmt nie teil an Kongressen oder irgendwelchen Sitzungen, nur um nicht die verhaßte, peinliche Anwesenheit der Kollegen ertragen zu müssen. Auf der Straße grüßt er keinen und wenn er einen ihm bekannten Arzt von weitem kommen sieht, guckt er in die Luft oder fingiert Zeitunglesen, oder auch das Anzünden einer Zigarre, d. h. wenn er raucht, aber meistens raucht er nicht.

*) Wer von Neid lebt, stirbt wütend.



Die Urteile, auch die wohlwollendsten eines Arztes über einen anderen, sind oft unterbrochen und gefolgt von verschiedenen „Wenn“ und „Aber“ oder einschränkenden Sätzen. Mit diesem milden Charakter haben sie sich unseren verfeinerten Sitten angepaßt und es ist wie gesagt heute selten, daß sie eine Heftigkeit und beleidigende Schärfe erreichen, die sie in vergangener Zeit so leicht annahmen. In Frankreich wurde die Bezeichnung sprichwörtlich, die der große Chirurg Lisfranc für seinen ebenso berühmten Kollegen Dupuytren anwandte, er nannte ihn den „Schlächter der Seine“ (Dupuytren operierte im Hotel Dieu, das bekanntlich am Ufer der Seine liegt) und Dupuytren sprach seinerseits von Lisfranc nur als dem „Mörder der Charité“. Höflichkeit gegen Höflichkeit.

Solche geringe Kordialität zwischen eminenten Ärzten zeigt, daß nicht immer gewaltiger Geist und großes Selbstbewußtsein sich mit jener Herzensgüte vereinen, die unerläßlich ist, um aus vorurteilsloser Höhe den Kampf der Interessen und Leidenschaften zu beobachten und nicht immer so zu urteilen, als ob der Ruhm, den sich ein anderer erwirbt, einem selbst geraubt würde. In der ärztlichen Welt kann man da eine Erscheinung beobachten, die noch mehr Verbreitung in der Gesellschaft hat. Die aufrichtigste Verbrüderung, die stärkste Solidarität, besteht bei den unteren Klassen, welche gemeinsam den Überfluß an Arbeit, die Not von heute und die Ungewißheit von morgen haben. Und jene Neigung der Proletarier zur Vereinigung beruht auf denselben Gesetzen, welche alle Stufen der lebenden Welt beherrscht. In den zahlreichsten Gruppen, der verbreitetsten Gesellschaft leben die schwachen Tiere, die Pflanzenfresser, — die stärkeren, die großen Fleischfresser, leben einzeln. Manchmal allerdings verbinden auch sie sich zu Gruppen, wenn sie größere Pflanzenfresser anzugreifen haben; wo sich Schafe und Ziegen finden, lebt der Wolf einzeln, in Rudeln jedoch, wo er sich von Pferden nähren soll.

Dieselbe Regel — mutatis mutandis — findet man auch bei den Ärzten. Die Großen der Wissenschaft leben einzeln, abgesondert, oder mischen sich nur scheinbar in der Eitelkeit der Kon-

gresse unter die anderen, dagegen sind eng verbunden, erfüllt von Vertrauen zu den Kollegen, voll Hoffnung auf die Stärke der Vereinigung, die Schwachen, d. h. die Landärzte, welche dem Kampf gegen die kommunale Autorität nicht gewachsen sind, die Ärzte der Städte, die nicht vom Glück bevorzugt werden und die Anfänger, die noch nicht wissen, wie sie sich den Weg bahnen sollen durch die verschiedenen Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellen.

Die Übrigen, sozusagen die Aristokraten der ärztlichen Gesellschaft, lieben es wie diese, sich abzuschließen und unter ihnen ist der Individualismus ausgeprägter als in irgend einem anderen Berufs- oder Gesellschaftskreis.

Die Advokaten haben ihre Kammer, die Künstler ihre Genossenschaft, die Kaufleute die Handelskammern, gar nicht zu sprechen von den Beamten und dem Militär, den Leuten, deren Konkurrenz durch fixe Normen geregelt ist und die mehr Interesse daran haben, fest zusammenzustehen, als zerstreut zu sein. Die Ärzte leben jeder für sich.

In den größeren Städten gibt es allerdings die medizinischen Gesellschaften, aber möchten mir doch meine Kollegen frei sagen, ob dies immer eine Gelegenheit zur Vereinigung oder nicht vielmehr öfter eine solche zur Veruneinigung ist? In den Universitätsstädten sind diese Gesellschaften selbstverständlich Monopol der Professoren und von diesen sind jene, die ausschließlich der Wissenschaft leben, doch nicht mehr unter die Ärzte zu rechnen, die anderen, die auch praktisch tätig sind, setzen entweder nie den Fuß in die Gesellschaft, oder nur, wenn es ihnen dazu nützen kann, die Zahl und Qualität ihrer Klienten zu vermehren. Die Liebe zur Wissenschaft hat natürlich auch ihr Teil, aber er ist meistens leider sehr gering.

Der Arzt, der die Behandlung eines Kranken übernommen hat, sieht aus all den früher besprochenen Gründen die Einmischung eines zweiten Arztes, welcher unter dem Namen eines Konsiliarius beigezogen wird, um zu revidieren, was gemacht wurde und anzugeben, was weiter geschehen soll, fast nie gern.

Es ist daher selten, daß der Arzt selbst ein Konsilium wünscht, denn er fürchtet, ein Unfähigkeitspatent zu erhalten und fast immer wird er den Vorschlag eines Konsiliums ungern akzeptieren, glaubt er doch, dem Herrn Kollegen Konsiliarius gegenüber in eine untergeordnete Stellung zu geraten. Und leider ist es so, daß alles, was der Konsiliarius anordnet, als Evangelium aufgenommen wird, während man die Behandlung des Ordinarius bekrittelt und nur mit Mißtrauen sich derselben gefügt hat. Jede Verschiedenheit der Namen wird von dem der Diskussion Beiwohnenden als Differenz in der Diagnose ausgelegt, jede, auch unbedeutende, Abweichung in der Behandlung beweist, daß dieselbe bis jetzt falsch war. Und da es der Konsiliarius in der Regel für seine Pflicht hält, irgendeine Änderung vorzunehmen, und seien es auch nur einige Tropfen Digitalis in Adonis oder Strophantis in Digitalis, wird der Klient, der ganz Ohr ist, stets die Überzeugung gewinnen, daß irgend etwas in der Behandlung bis zum Tage des Konsiliums nicht richtig war.

In der Theorie wären ja die Konsilien, abgesehen von der Leidenschaft der Ärzte und der Ignoranz der Klienten, eine ausgezeichnete Einrichtung, aber in der Praxis sind sie oft nur ein Schaden für den Kranken, denn der Arzt wird keinen Eifer und keine Aufmerksamkeit mehr haben, wenn er sieht, daß ihm das Vertrauen entzogen ist. Ich habe gesagt, oftmals, nicht immer, denn es gibt natürlich auch viele Fälle, in denen die Konsilien wirklich die guten Früchte für den Kranken bringen, die er sich immer von ihnen erhofft. Ein junger Arzt wird manchmal einige Zweifel über die Natur der Krankheit hegen und in diesem Fall wünscht er selbst die Leitung und Hilfe eines erprobten Kollegen, eines seiner Lehrer; ein anderesmal hat eine Familie den ersten, zufällig gefundenen Arzt gerufen und erkennt in kurzem dessen Unfähigkeit, sie beruft also ein Konsilium, das wahrscheinlich damit endigen wird, daß der Konsiliarius der Nachfolger des Ordinarius wird. Wenn ich ein Handbuch des vollkommenen Arztes schreiben würde, möchte ich sagen, daß diese Nachfolge oftmals von den beigezogenen

Ärzten selbst angestrebt wird, ich möchte ferner sagen, daß es die Pflicht des Konsiliarius sei, sich nach dem erstenmal zurückzuziehen und nicht eher wieder einzugreifen, bis man ihn wieder ruft, ich möchte auch bemerken, daß es besser wäre, wenn er nicht unnötigerweise Veränderungen anordne, nur um seine Ueberlegenheit zu zeigen. Aber das alles wäre wohl nur ein Schlag ins Wasser, denn ich kenne Ärzte, die, nachdem man sie zweimal gerufen hat, sich von selbst anbieten, auch ein drittes- und viertesmal zu kommen, ohne Rücksicht auf den behandelnden Arzt, dessen Amt am Ende nur mehr darin besteht, den Streusand auf die Rezepte seines bevorzugten Kollegen zu bringen.

Eine Varietät der Konsilien sind jene „in extremis", die man für die Augen der Leute macht, denn in gewissen Orten würde es heißen, man habe den Kranken sterben lassen wie einen Hund, wenn nicht der „deus ex machina" des Ortes noch um seine Ansicht befragt worden wäre.

Eine andere Art, eine der schönsten, sind die Konsilien von mehreren Ärzten; diese ehemals herrschende Form ist jetzt aus der Mode gekommen und wird nur noch von solchen Leuten angewendet, die zeigen wollen, daß sie auf einige hundert Lire mehr oder weniger nicht zu achten haben. Nun, so ein Konsilium ist meistens eine der komischesten Szenen der Welt und um so vergnüglicher, je mehr Ärzte es sind.

Der arme behandelnde Arzt mag seine ganze Tüchtigkeit, all seinen Verstand an die Behandlung gewendet haben, sein Gewissen mag rein wie frischgefallener Schnee sein von jeder Vernachlässigung oder Vergeßlichkeit, er wird doch oft in diesem Synedrium die schlechte Figur eines Angeklagten vor dem Gerichtshof machen. Seit das Konsilium, zu dem zwei große Berühmtheiten der Stadt und eine noch größere von auswärts berufen wurden, festgesetzt ist, hat er keine ruhige Stunde mehr und zerbricht sich den Kopf, um aus seinem Gedächtnis alle Daten, alle Einzelheiten der langen Krankheit zusammen zu suchen. Wehe, wenn ihm ein Stückchen fehlt, jemand aus der Familie wird ihn

sicher verbessern, fast sagend, ich wußte es ja, daß er dem Kranken nicht genügende Aufmerksamkeit schenkte.

Endlich ist der große Moment gekommen und das Konsilium beginnt mit der Darlegung der sogenannten Geschichte der Krankheit. Und welche Darlegung, du guter Gott! Eingeschüchtert durch die Anwesenheit der Kollegen Professoren, die ihn mit so wenig ermutigenden Augen forschend betrachten, fängt der Arzt an zu stottern, wird konfus, wiederholt sich zwei-, dreimal und läßt seinem Gedächtnis von dem Kranken selbst oder einem Verwandten nachhelfen, seine Stimme tremoliert, er fährt sich wiederholt mit der Hand über die Augen, bis er endlich zu seiner und der Zuhörer großen Erleichterung am Schlusse ist und sich mit dem Taschentuch die schweißbedeckte Stirne trocknet.

Während er diese Herkulesarbeit vollbrachte, konnte der Älteste und Ernsteste der Konsulenten, der voll Aufmerksamkeit der Erzählung zu folgen schien, nicht einen Moment seine Gedanken von einigen Händlern losreißen, welche ihm heute dreißig Lire für das Hektoliter Wein aus einem seiner Weinberge geboten hatten, der in Wirklichkeit viel mehr wert war und von welchem er fünf Gebinde zu verkaufen hatte. Der Jüngste hatte die Zeit benützt, um einen Vortrag, den er in einer Stunde halten sollte, nochmal in Gedanken durchzustudieren. Der dritte, ein Mann im mittleren Alter, dachte an die verschiedensten Dinge, vor allem aber an das Kartenspiel vom vergangenen Abend, bei welchem er solch unerhörtes Pech hatte.

Es scheint unpassend, daß die Konsulenten sich so wenig mit der Geschichte des Kranken beschäftigen, für welchen sie doch gerufen wurden, aber, daß sie nicht besser achthaben auf die Erzählung des Ordinarius, ist aus vielen Gründen plausibel. Einmal genügen in der Regel wenige Worte aus dem Redestrom, sie auf die rechte Fährte zu bringen und einige Fragen an den Kranken und eine genaue Untersuchung desselben ermöglichen es ihnen, die Diagnose zu stellen und endlich, da ihrer so viele sind, fühlt der einzelne sich viel weniger verantwortlich, als wenn er allein wäre.

7*

Nun, da die Reihe an ihnen ist, auskultieren und befragen sie den Kranken und nehmen dann wieder ihre Plätze ein. Während der Jüngste, der den Fehler hat, alle zehn Minuten zu erröten, sich mit dem Rücken gegen das Fenster setzt, damit man diese unangenehme Eigenschaft nicht bemerken soll, benützt der kartenspielende Arzt seinen Platz vor dem Spiegel dazu, sich Krawatte und Manschetten in Ordnung zu bringen. Der dritte reibt in tiefsten Gedanken an einem Flecken, den er auf seiner Hose entdeckt hat.

Nach diesen wichtigen Präliminarien ergreift der Erste das Wort. Er lobt die gründlichen Kenntnisse und die Umsicht des behandelnden Arztes (dieser verneigt sich dankend), findet, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, nur ein Wort einer so exakt formulierten Diagnose hinzuzufügen und daß auch in der Behandlung alles richtig sei. Es schiene ihm allerdings gut, die Chiningaben ein wenig zu erhöhen, doch wolle er erst die Ansicht seines berühmten Lehrers (des Weinverkäufers) hören, der er sich selbstverständlich unterordne.

Der zweite kann den Ordinarius nicht leiden, der darauf Anspruch macht, ein tüchtiger Arzt zu sein und anderseits auch nicht den jungen Professor, der ihm überall im Wege ist, und entledigt sich seiner Aufgabe mit wenigen Worten. Er schließt sich dem Vorredner an in der Anerkennung der Verdienste des Doktors (neue Verbeugung von diesem), aber in einer Weise, als wollte er sagen: Sie sind ein Dummkopf, aber doch nicht ganz so dumm, als ich geglaubt habe und ich garantiere Ihnen, daß es nicht so schlimm ist — dann entwickelt er seine Beobachtungen und seine Diagnose, die im Grund dieselben sind, wie jene der anderen, mit wenigen, aber vom vorhergehenden ganz verschiedenen Worten (hier wechseln die Verwandten ausdrucksvolle Blicke) in bezug auf die Behandlung findet er alles Vorhergehende gut gemacht, glaubt aber, daß es jetzt nötig sei, Digitalis zu lassen und dafür Adonis zu geben und die Chinindosen zu vermindern.

Endlich kommt die Reihe an den Ältesten, der auch mit seinem Weinverkauf inzwischen zu Ende gekommen ist und weder auf

den einen noch den anderen der beiden Redner besonders geachtet hat, denn er weiß sehr gut, er kann sagen und machen, was er will, er ist immer er. Ohne zu versuchen, sich besonders klar zu machen, verbindet er die beiden Gutachten in seinem, das im Grunde die Ansicht des Ordinarius wiedergibt, und erhebt sich, damit andeutend: „magister dixit". Wenn die anderen nun auch in Einzelheiten nicht mit ihm übereinstimmen würden, würden sie doch kein Wort entgegnen, denn sie wissen, daß sie gegen ihn, auch wenn sie recht hätten, immer im Unrecht wären.

Übrigens sind jetzt die bei diesen Gelegenheiten früher üblichen Streitigkeiten sehr selten; die Diagnose hat sich eben so bedeutend vervollkommnet, daß große Fehler kaum mehr vorkommen und wo sie doch gemacht wurden, wird sich jeder wohl schnell überzeugen lassen, um nicht erst durch vieles Reden alle aufmerksam zu machen.

Nicht immer verlaufen allerdings die Konsilien so vergnüglich, aber man kann ruhig sagen, daß sie um so weniger ernsthaft sind, je größer die Zahl der Ärzte ist, und daß, wie groß auch diese Zahl sei, das Konsilium eigentlich doch immer nur zwischen zweien stattfindet, dem vertrautesten der behandelnden und dem angesehensten der konsultierenden Ärzte.

Die Wichtigkeit und der Nutzen für den Kranken ist auch um so größer, je geheimer die Diskussion ist. In den Gegenden, wo sich die Ärzte, nachdem sie den Kranken untersucht haben, allein in ein anderes Zimmer zurückziehen und unter sich die Bedeutung gewisser Symptome und die Eventualitäten der Krankheit besprechen, ist das Resultat ein viel ernsteres als in jenen, wo die Verwandten und Freunde zugegen sein wollen, gar nicht zu sprechen von solchen, wie z. B. Unteritalien, wo das Konsilium eine öffentliche Vorstellung ist, bei welchem vor allem der Kranke, dann die Verwandten und Freunde, die Nachbarn und womöglich auch noch die Obrigkeit anwesend sind. Dabei ist speziell in kleineren Orten die ganze Sorge des Ordinarius darauf gerichtet, die Krankengeschichte im reinsten Italienisch, das ihm möglich ist und mit

allerlei gesuchten Phrasen und Redeblumen verziert vorzutragen, während der Konsiliarius, der seinerseits auch nicht an rhetorischen Künsten und den unverständlichsten, wissenschaftlichen Ausdrücken spart, seine Aufmerksamkeit zwischen dem Publikum und dem Arzte teilen muß, denn er soll aus Rücksicht gegen den Kollegen darauf achten, daß er nichts sagt, was die Zuhörer als Meinungsverschiedenheit auffassen könnten, und gleichzeitig soll er so sprechen, daß der Ordinarius seine doppelsinnigen Phrasen doch richtig verstehen kann.

---

6. Kapitel.

Charlatanismus.

Der erste Klient. — Geheimnisse der Reklame. — Charlatane der Wissenschaft. — Die Homöopathie und Heines Salami.

Wenn man unter Medizin alles versteht, was dazu dient, die physischen Leiden der Menschheit zu kurieren, muß man gestehen, daß die Reklame, welche diese Kunst umgibt, sich vom einfachen Zahnheilkünstler bis hinauf zum hervorragendsten Akademiker erstreckt und daß ihr Studium alle möglichen Varietäten menschlicher List auf der einen und naiver Leichtgläubigkeit auf der anderen Seite zeigt. Sie hat allerdings ihre speziellen Eigentümlichkeiten, die sie von der Reklame des Sängers, Drogisten oder Seifenfabrikanten unterscheiden, aber sie ist einmal gewöhnlich wie das Geschrei des Kurpfuschers, das anderemal stolz wie die Offenbarung einer wissenschaftlichen Entdeckung. Wir können jenen Teil lassen, der nichts mit dem wahren Arzt zu tun hat, und uns auf das beschränken, was mehr oder weniger ausgedehnt, auch von solchen Ärzten angewendet wird, die nie imstande wären, den guten Glauben anderer zu täuschen und was nur den Zweck hat, die eigenen Qualitäten und Verdienste ins rechte Licht zu stellen, ein wenig übertrieben manchmal, aber nicht falsch.

Die Reklame des Anfängers ist gewöhnlich sehr schüchtern und bescheiden, derselbe begnügt sich meistens damit, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit seine Visitenkarte mit dem seit sechs Jahren ersehnten Titel „Dr. med.“ zu verteilen und eine Tafel mit der Angabe seiner Ordinationsstunden an der Haustüre anzubringen. Aber nach langen Wochen oder Monaten hat

der neue Doktor, der stets pünktlich zu den angegebenen Stunden zu Hause ist, noch immer keinen Patienten an seinem Horizont auftauchen sehen und nun wird er ein wenig dreister und veröffentlicht auf der dritten Seite einiger Zeitungen eine ebenso lakonische, wie ökonomische Anzeige, welche dasselbe besagt, was an seiner Türe bisher niemand der Beachtung würdigte. Die Klienten bleiben zwar noch immer aus, aber die Freunde und Verwandten des neuen Doktors gewöhnen sich allmählich an die Idee, daß der kleine Junge, den sie in kurzen Höschen und mit schmutzigem Näschen herumlaufen sahen, wirklich ein Arzt mit einem gewichtigen Diplom ist, und wenn sie auch selbst ihm nicht die Behandlung ihrer Haarspitzen anvertrauen möchten, so sind sie doch geneigt, ihn einigen nicht sehr intimen Bekannten zu empfehlen.

Ein sizilianisches Sprichwort sagt: wer ein neues Haus baut, gebe es im ersten Jahr einem Feind, im zweiten einem Freund und im dritten bewohne er es selbst. Und die Freunde und Verwandten eines neugebackenen Doktors richten sich eben auch nach diesem Sprichwort.

Da der Doktor sieht, daß die Klienten sich immer noch nicht einfinden wollen, benützt er die ihm so freigebig zur Verfügung gelassene Zeit dazu, eine Reise zu seiner Belehrung zu unternehmen, natürlich ins Ausland. Ein Freund, der Verbindung mit dem Lokalblatt hat, bringt dies mit einigen schmeichelhaften Phrasen zur allgemeinen Kenntnis.

Der junge Arzt geht natürlich nach Deutschland und dort widmet er einen Teil seiner Zeit der Besichtigung der Krankenhäuser, Kliniken 2c. 2c., den Rest verwendet er je nach seinem speziellen Geschmack zum Besuch der Bierhäuser, Theater und anderer nicht weniger interessanter Zeitvertreibe.

Nach seiner Rückkehr schreibt der bekannte journalistische Freund: „Gestern hatten wir das Vergnügen, unseren lieben Freund, den Dr. Z. . . ., von einer ziemlich ausgedehnten wissenschaftlichen Reise in Deutschland und England zurückkehren zu sehen, wo er Gelegenheit hatte, die neuesten Errungenschaften der medizinischen Wissen-

schaft kennen zu lernen. Wir heißen ihn herzlich willkommen, froh, daß der junge, schon so geschätzte Arzt seinen zahlreichen Klienten wiedergegeben ist; den letzteren machen wir auch bekannt, daß sein Sprechzimmer in der H.-Straße Nr. . . . wieder täglich von 12 bis 4 Uhr geöffnet ist. (Donnerstag und Sonntag gratis für die Armen.")

Auch diesmal beißen die Fische nicht gleich auf den Köder und die zahlreichen Klienten sind vorerst immer noch ein Mythus; aber das macht nichts, die Reise, die Anzeige, die Visitenkarten, all das bestärkt unsern Doktor immer mehr in der Idee, daß er wirklich ein Arzt ist und die anderen in dem Glauben, daß er sich allmählich die nötige Erfahrung erwerbe. Eine neue und sehr wichtige Reklame bereiten ihm jetzt auch seine älteren Kollegen, die, geärgert und aufgestachelt von jener Reise, sich über den Eindringling erkundigen und anfangen, unter dem Schein der Gleichgültigkeit das wenige Üble, das ihnen möglich war zu finden, wieder zu erzählen.

Mit diesem Bekanntwerden finden sich dann auch die ersten Kranken ein, meist ein chronisch Leidender, der schon alle Ärzte, die ihm in den Weg kamen, konsultiert hat, oder ein Hypochonder, den kein Arzt mehr anhören will. Nach dem ersten der zweite, nach dem zweiten der dritte, und so wächst nach und nach die Zahl der Klienten mit leeren Taschen, bis endlich der wahre Klient kommt, jener, der bezahlt. Das Wachsen und Vermehren dieser letzteren, seltenen und kostbaren Spezies hängt von allen möglichen Gelegenheiten und Zufällen ab, über welche wir schon in den vorhergehenden Seiten gesprochen haben.

Es sind hier nur die hauptsächlichsten Grundzüge der Reklame eines Anfängers angeführt, doch werden natürlich noch viele andere große und kleine Kniffe angewendet, um Klienten zu erwerben und dann zu erhalten, besonders wenn der Arzt keine feste Überzeugung von seiner wissenschaftlichen Befähigung und Praxis hat.

Schneider hat zwar gesagt: „Einem wahren Ehrenmann wird es wichtiger scheinen, sich die Ruhe seines Gewissens zu sichern,

als seine Verdienste leuchten zu lassen“, aber man muß doch daran denken, sie in den Gesichtskreis der anderen zu rücken und wenn die Verdienste nicht von selbst leuchten, was wohl meistens der Fall sein wird, so hilft man eben mit künstlichen Beleuchtungseffekten nach.

Der eine zeigt seinen Kranken ein solch außerordentliches Interesse, daß er ihnen sogar noch nachts, wenn er vom Theater zurückkommt, Besuche macht; der andere gibt seinen armen Kranken Rezepte, Rat und Geld oder Medikamente, was vom objektiven Standpunkt aus ohne Zweifel eine sehr lobenswerte Sache ist, der dritte weiß die Stellung des Arztes mit den kleinen, niedrigen Diensten eines Krankenwärters zu vereinigen, der vierte behandelt den Kranken, der ihn einmal rufen ließ, wie sein Eigentum und die Haut des Klienten als ein reserviertes Jagdterrain und auch wenn derselbe wieder genesen ist, umgibt er ihn noch mit seiner Behandlung, macht ihm vielfache Besuche, kurz, bringt ihn in ein solches Verhältnis, daß er ihm absolut nicht mehr entfliehen kann.

Im Anfang meiner Laufbahn wohnte ich in Turin im gleichen Hause mit einem Arzt, der, ohne ein besonderes Licht zu sein (im Gegenteil), unzählige Besuche machte; er stieg täglich zur selben Stunde in den Wagen und kam ebenso regelmäßig zurück. Ist es möglich, fragte ich mich, daß er stets dieselbe Zahl von Kranken hat, alle Tage des Jahres, gleichviel ob der Typhus herrscht oder ob die Hälfte der Einwohner sich auf dem Lande befindet?

Die Sache gab mir zu denken, aber die Lösung des Rätsels fand ich erst später, als ich wußte, daß er so viele Stunden für Besuche angesetzt habe und die Zeit, welche ihm hievon seine Kranken übrig ließen, im Turnus zum Besuche der gesunden Klienten verwandte.

Die schwere Kunst, sich einen Weg in der Welt zu bahnen, ist, je nach dem Charakter und Milieu, so vielfach und verschieden, daß auch dem eifrigsten Forscher immer einige von all den Mitteln entgehen würden. Der eine macht sich den Weg auf diese Weise, der andere auf eine andere und die Methoden, die dem einen

nützen, bringen dem andern vielleicht Schaden. Um die unbekannten Regionen Afrikas zu durchforschen, ging Livingstone ohne Anwendung von Waffen mit größter Freundlichkeit vor. Stanley machte sich Bahn mit Gewalttätigkeiten und Flintenschüssen, so ist es in der Welt, wo der eine sein Ziel erreicht mit Lächeln und Händeschütteln, der andere mit Drohungen und womöglich Gewalt; jener befolgt eine, sagen wir loyale, freimütige Politik, der andere eine solche des Opportunismus.

In unserem Falle habe ich z. B. Ärzte gekannt, die nie die geringsten ehren- oder nichtehrenhaften Mittel anwendeten, um sich Klienten zu verschaffen, sondern ruhig ihren Weg der Wissenschaft und Pflicht gingen, es dem Kranken überlassend, sie zu suchen, gelockt von den wahren Verdiensten, nicht dem Schein. Aber ich habe auch andere gekannt, welche sich gleich zu Anfang ihrer Karriere einen bestimmten Plan für ihre Beziehungen mit den Klienten und Kollegen vorgezeichnet hatten. Diese hielten es für nützlich, sich immer zu rühmen, wie ja auch Max Nordau rät, der darin das ganze Geheimnis des Erfolges sieht; andere befolgen die entgegengesetzte Taktik, sie machen sich ganz klein und unscheinbar, um nicht die Eifersucht der Großen zu erregen, und suchen so, unbeachtet, wenigstens bis zu einem gewissen Punkt, immer mehr Terrain zu gewinnen. Ich habe auch noch andere gekannt, welche sich ein noch komplizierteres und machiavellistischeres Programm zurechtlegten: sie machen dem Publikum unter dem Scheine der größten Bescheidenheit glauben, daß sie viele, sehr viele Patienten hätten, soviel, daß ihre Zeit oft nicht ausreicht, um allen gerecht zu werden; sprechen sie „mit“ Kollegen, so rühmen sie sich jedoch nie ihrer eigenen Verdienste oder zahlreichen Klienten, sie lassen sich da lieber für eine ganz unbedeutende Person halten, um nur ja nicht den vielleicht im Herzen der anderen schlummernden Neid zu wecken; „von“ ihren Kollegen sprechend, haben sie endlich noch drei verschiedene Weisen: bei gewöhnlichen, ignoranten Leuten sagen sie das denkbar Schlechteste, bei etwas höher stehenden Personen sind sie bedeutend zurückhaltender in ihrem

Urteil, wissen jedoch auch hier durch verschiedene „Wenn“ und „Aber“ das Gleiche zu erreichen, bei den Freunden des Kollegen endlich sagen sie über diesen alles nur mögliche Gute.

Die Anwendung dieser Regeln, die an Spitzfindigkeit nichts zu wünschen lassen, erfordert aber Takt, Klugheit und genaue Kenntnis der menschlichen Natur. Diejenigen nun, die nicht über diese nützlichen Eigenschaften verfügen und auch nicht geneigt sind, auf dem geraden Wege der Aufrichtigkeit und Freimütigkeit vorzugehen, die nicht das Genie bewundern und nicht, je nach den Umständen, Strenge oder Nachsicht gegen die menschlichen Schwächen üben können, werden ganz dem Neid anheimgegeben sein und werden ihn in allen ihren Worten und Handlungen durchscheinen lassen und dadurch schließlich bei den Kollegen und beim Publikum solchen Widerwillen erregen, daß das letztere sie soviel als möglich meiden wird und auch die Kollegen werden nur von ihnen sprechen, um sie entweder ob ihrer Unfähigkeit auszulachen oder sie zu bemitleiden, daß sie so ganz das Opfer ihres Lasters wurden.

Wenn morgen nach Rom, nach Chicago oder meinethalben auch Peking — denn l'homme est partout le même — ein Kurpfuscher kommt, dem eine kolossale Reklame vorangeht und umgibt, einer, der alle Krankheiten heilen kann, so kann man ein sehr interessantes Schauspiel beobachten; man wird alle mit Krebs, Lipom, Sarkom und ähnlichen Übeln Behafteten massenhaft dem Wunderdoktor zuströmen und gerne und teuer die Pillen und Salben bezahlen sehen, welche er ihnen gibt. Und wie wunderbar gemischt zeigt sich nicht die Kundschaft dieses Charlatans, da findet man neben den dümmsten Bauern, hochgebildete Schriftsteller, feine Politiker und Philosophen, deren Weisheit so tief ist wie der Ozean, und — das merkwürdigste — ängstlich unter die andern versteckt, um nicht entdeckt zu werden, wohl auch manchen Arzt, der das Vertrauen zu seiner Kunst gänzlich verloren hat.

Es ist ein trauriges Schauspiel, wenn der Arzt von der Nichtigkeit der Heilkunde überzeugt ist, ähnlich wie jenes, das ein

Priester bietet, der nicht an Gott glaubt, welchen er doch immer für die andern anruft, oder ein Advokat, der das Gegenteil seiner Überzeugung vor dem Richter verteidigt, aber es ist ein Schauspiel, das man alle Tage sehen kann und das immer bestehen wird, solange die Advokaten gezwungen sind, auch die schlimmsten Räuber und Mörder zu verteidigen, so lange der Zweifel im menschlichen Gemüt auch den scheinbar festesten Glauben erschüttert, so lange endlich, als die Ärzte unheilbare Krankheiten zu behandeln haben.

Obwohl Reklame und Charlatanismus zwei verschiedene Dinge sind, ist es doch manchmal kaum möglich, sie voneinander zu unterscheiden und wenn man sagt, der Charlatanismus sei das Unglück der Medizin, so ist damit doch nicht gesagt, daß sie das ausschließliche Privilegium darauf habe, sie teilt sich in ihn mit allen anderen Wissenschaften und Künsten, welche sich nicht in feste Formen pressen lassen und deren Aufgabe es ist, die zahlreichen und mannigfaltigen Wünsche der gesunden und kranken Menschheit zu befriedigen.

Wenn die Advokatur privat auszuüben wäre, oder wenn es allen freistünde, vor Gericht zu plaidieren, würde sich der Charlatanismus hier wohl ebenso oder noch mehr ausbreiten, als in der Medizin, jetzt ist er allerdings hier geringer.

Die Politik dagegen, die allen geöffnet ist und von welcher alle eine Verbesserung der eigenen Lage erwarten, besonders jene, welche sich mit dem Mantel der reinsten Nächstenliebe behängen, ist eines der Felder, auf welchen der Charlatanismus am üppigsten blüht und gedeiht, in Größenverhältnissen, daß beinahe die Heilkunst zurückstehen muß.

Doch wir wollen unsere Aufmerksamkeit nur dem medizinischen Charlatanismus widmen und sehen, ob es möglich ist, dessen Ursachen und Herkunft zu entdecken und ob er wirklich so schlimm ist als man glaubt.

Man weiß, daß die eigentümlichsten Paradoxen zu allen Zeiten mehr oder weniger warme Verteidiger fanden, dennoch glaube ich nicht, daß sich bis zum Jahre 1857 die Ansicht, daß der Charlatanismus nicht den Beruf schändet oder verheert, sondern im Gegenteil seine Sphäre und seinen Einfluß erhöht, und daß seine Erfolge den Wetteifer anregen, auf den Ausspruch irgendeines bizarren Genies stützen konnte. Peisse, der sich die schwere Aufgabe gestellt hatte, Erasmus von Rotterdam, den Lobredner der Narrheit, zu imitieren, wußte nichts Besseres zu tun, als auf die Etymologie des Wortes Charlatan zurückzugreifen und zu behaupten, daß auch ein Taschenspieler auf dem Marktplatz ein Ehrenmann sein kann, und daß am Ende der Charlatanismus nichts anderes sei, als die Anwendung der Industrie in der Medizin. „In einem Jahrhundert," sagt Peisse, in welchem alle Künste, alle Wissenschaften, alle Berufsarten sich die Hände reichen, ist es eine ergötzliche Sache, wenn man gegen den Charlatanismus in der Medizin eifert. Genügen in Ermanglung anderer Nachweise nicht die Tatsachen, welche den immensen Nutzen der Industrie in der Medizin beweisen? Leroy hat eine Million durch sein Elixier erworben, ist dies ein Übel? Er war eben ein tätiger und geschickter Industrieller. Wo findet ihr, Prediger der medizinischen Moral, einen Praktiker, der, dem gewöhnlichen Wege folgend, sich nach fünf- bis sechsjähriger Arbeit eine Villa kaufen kann? Die Wissenschaft ist sehr gut, aber die Industrie ist besser!" — Wenn man die Sache so dreht, ist es natürlich leicht, auch den Charlatanismus zu verteidigen, versteht man aber unter diesem Namen die Schamlosigkeit eines Ignoranten, der in allen Tonarten lügt, um sich als Gelehrten hinzustellen, oder jene eines Gelehrten, der die niedrigsten Künste und Lügen, auch wissenschaftliche wenn nötig, verwendet, um sich reiche Klienten zu angeln, oder Ehren, Titel und lukrative Ämter zu erschleichen, so glaube ich, daß es nicht leicht sei, Argumente zu finden, mit welchen sich die Ehrenhaftigkeit des Charlatanismus beweisen ließe.

Doch lassen wir die Anklagen und Rechtfertigungen der Charlatane und sehen wir, woher es kommt, daß sie selbst so zahlreich und verschieden sind.

Vor allem ist die große Leichtigkeit in Betracht zu ziehen, mit welcher die Medizin ausgeübt werden kann, denn wer kann genau sagen, wo die legale Ausübung aufhört und die rechtswidrige anfängt? Genau genommen, müßte der Freund, der einem anderen begegnet und ihm sagt: Du siehst heute schlecht aus, nimm ein wenig Cremor tartari — auf dem Platz verhaftet werden, wegen ungesetzlicher Ausübung der Heilkunst. Man braucht wohl nicht zu bemerken, daß solch freundlicher Rat nichts Strafbares ist, aber zwischen diesem und dem ins Haus des Kranken gehen oder denselben bei sich empfangen, ist nur ein Schritt und solche Schritte werden so viele gemacht, daß es auch dem schärfsten Polizeiauge schwer fallen würde, alle zu entdecken. Und die Konsequenzen dieser Leichtigkeit sind, daß sich so viele für Ärzte ausgeben, auch solche, die es nicht sind oder besser, daß sich Personen, welche nicht die blasseste Idee von der Natur der Krankheit, ihren klinischen Formen und anatomischen Veränderungen haben, rühmen, die unheilbarsten Krankheiten zu behandeln und zu heilen. Außerdem gibt es auch noch die anderen Gründe, von welchen ich schon gesprochen habe, der besonders bei ungebildeten Leuten verbreitete Glaube, daß es genügt, eine gewisse Anzahl Kranke gesehen zu haben, um einen Arzt vorzustellen, und die andere in allen Gesellschaftskreisen nicht weniger akkreditierte Meinung, daß die rasche und sichere Diagnose weniger die Frucht einer gesunden und erleuchteten Urteilskraft sei, als vielmehr eine gewisse Gabe, die Krankheit auf einen Wurf zu erraten.

Es ist deshalb nicht selten, daß irgend ein guter Mann sagt: „Lieber Doktor, Sie haben die Krankheit vortrefflich erraten!“ Er glaubt einem Elogen zu machen und denkt nicht, daß er eine Beleidigung ausspricht.

Als mir zum erstenmal dieses Kompliment gemacht wurde, gab ich zur größten Verwunderung meines Klienten eine ziemlich

derbe Antwort; im Laufe der Jahre machten mich die Erfahrung und das lange, traurige Schauspiel der menschlichen Leiden und Schwächen toleranter und wenn man mir wieder das: „Lieber Doktor“ rc. sagte, beschränkte ich mich darauf zu antworten: ebensogut könnte ich auch drei Lottonummern erraten!

Eine weitere Ursache des Charlatanismus ist die Unheilbarkeit vieler Krankheiten. Die Hoffnung ist die letzte Gottheit, sagte Foscolo, und in Wahrheit und zum Glück des menschlichen Geschlechtes wohnt sie den letzten Momenten des zum Tode Verurteilten ebenso an, als sie ihren Platz am Bette des elendesten und verlassensten aller Kranken inne hat.

Wenn nun ein an einer schmerzhaften und langwierigen, immer schlimmer werdenden Krankheit Leidender von allen ernsten und ehrenhaften Ärzten, die er konsultiert hat, immer wieder hörte: „Machen Sie nichts mehr, nehmen Sie keine Medizin, es ist unnötig, Sie werden genesen, aber es braucht Zeit, man muß hoffen auf die Stärke der Natur“ — und andere ähnliche Phrasen, welche ihm sagen: unsere Kunst kann nichts mehr für Sie tun, beruhigen Sie sich und leiden Sie geduldig zu Ende, bis zum Eintritt in die andere, bessere Welt, so ist es natürlich, daß er in die Arme desjenigen fällt, der ihm Heilung verspricht, er ist nun eine Beute der diplomierten oder undiplomierten Charlatans, der wundertätigen Wasser und heilkräftigen Reliquien. Ohne nun noch andere Ursachen zu suchen, welche den ärztlichen Charlatanismus hervorbringen, nähren und ermutigen, wissen wir schon genug, um zu begreifen, weshalb er so üppig ins Kraut schießt und weshalb es unmöglich ist, ihn auszurotten. Wenn wir all die Weisen, auf welche er ausgeübt wird, all die Formen, welche er annimmt, all diese verschiedenen Gattungen und Varietäten nur kurz aufzählen wollten, bekämen wir einen langen und langweiligen Katalog. Ich habe schon aus einem Buch Mantegazzas den Typus des ärztlichen Charlatans hier vorgeführt und will jetzt nur noch daran erinnern, daß unter allen Arten eine besonders gefährlich ist: die des wissenschaftlichen Charlatans, und eine besonders niedrig, und

dies ist der Charlatan zweiter Hand. Charlatans der Wissenschaft, jene, gottlob nicht sehr häufig zu findenden Professoren, welche den Katheder dazu brauchen oder vielmehr mißbrauchen, die Behandlungen zu rühmen, die sie gemacht; die Erfolge, die sie gehabt haben; die berühmten Konsilien, zu denen sie gerufen wurden; welche einer pathologischen Abhandlung die Beschreibung glänzender Diagnosen, die sie in einem privaten Konsilium gemacht haben, beifügen; welche gerne den Studenten einige aus einer benachbarten Stadt erhaltene Telegramme sehen lassen; welche oftmals zu spät zur Vorlesung kommen, weil sie durch eine Operation oder ein Konsilium verhindert waren. Charlatans und noch mehr Betrüger, auch jene anderen — glücklicherweise noch selteneren Exemplare — welche über die phantastischsten Diagnosen und Heilungen schreiben und drucken lassen, welche nur ihnen gelungen, aber .... nie vorgekommen sind. Sie wissen ganz gut, daß die „intelligenten" Kollegen ihnen nicht glauben, aber sie wissen auch, daß sowohl die anderen als auch das Publikum ihre Botschaft gläubig aufnimmt, sie haben also die Mehrheit für sich und mit dieser kann man ja heute zum Unglück der anderen herrschen und regieren.

Ich nenne als letzte jene Form des Charlatanismus, welche ich, wie gesagt, für die niedrigste halte und an welche ich nicht denken kann, ohne daß mich ein Gefühl des Ekels und Abscheues erfaßt. Die Somnambulen, welche die Diagnose der Krankheiten aus der Entfernung, auf Grund der Untersuchung eines Haares stellen, geben schon einen Begriff, welch Geistes Kinder sie selbst, sowie jene, die Haare und Geld lassen, sind. Dennoch — es ist schmerzlich zu sagen — gibt es jemanden, der noch tiefer steht, als die Somnambulen und dieser jemand ist jener Arzt, der mit einem regelrecht erworbenen Diplom ausgerüstet, den Verordnungen der Sibylle die legale Form gibt, der die Rezepte schreibt und mit seinem „Doktor" jene, welche ihn inspiriert, vor den möglichen Strafen des Gesetzes schützt.

Wirklich, ich kann mir nicht denken, daß der Inhaber eines Doktordiploms noch tiefer sinken könnte und ich zweifle, daß selbst

das materielle Elend eine solche Entwürdigung seiner selbst rechtfertigen kann.

In unseren medizinischen Büchern sind mir oft Sätze vorgekommen, wie diese: „Die Homöopathen und Charlatans behaupten“ &c. &c. Sätze, welche keinen Zweifel über die Absicht der Autoren lassen, den Homöopathismus und Charlatanismus auf den gleichen Fuß zu stellen. Ich kann nicht dasselbe sagen, weil ich von dem guten Glauben, wenigstens einiger Nachfolger Hahnemanns überzeugt bin, weit weniger überzeugt bin ich allerdings von der Wirksamkeit eines Tropfen Wassers, aus einem tausend Liter haltenden Faß genommen, in welches man ein Körnchen Arsenik geworfen hat und ich erlaube mir daher zu sagen, daß ich den Homöopathismus für einen krankhaften Zustand der Heilkunde halte. Diese kann entschieden, wie jeder Organismus, gesund oder krank sein, sie hat ihre Physiologie und Pathologie und eine der ersten Stellen in der Pathologie nimmt die Wissenschaft des similia similibus ein. Doch ich habe nicht die Absicht, hier in die Geheimnisse der Homöopathie einzudringen, noch auch das Bild eines homöopathischen Arztes zu entwerfen, ich will nur zur allgemeinen Unterhaltung eine kleine Geschichte beifügen, die Heinrich Heine passierte und die eine treffliche Illustration des Homöopathismus ist.

Auf der Rückkehr von einer nach Südfrankreich unternommenen Reise traf Heine in Lyon mit einem seiner Freunde, einem deutschen Violinisten, zusammen, welcher ihm eine große Lyoner Salami gab, mit der Bitte, sie einem gemeinsamen Bekannten, einem homöopathischen Arzt in Paris, zu überbringen. Heine versprach den Auftrag auszuführen und übergab den köstlichen Leckerbissen der besonderen Obhut seiner Frau, welche mit ihm reiste; aber der Weg war so lang und die Postkutsche fuhr so gemächlich, daß sich allmählich Appetit einstellte und der Poet die Salami mit sehr prosaischen Augen betrachtete. „Könnten wir nicht ein Stückchen davon kosten?“ fragte plötzlich die Frau. „Kosten wir“, antwortete ohneweiters der Mann. Sie kosteten Beide und so war der erste

Schritt zur Vernichtung der Salami getan und Meile um Meile verringerte sich nun ihre vorher so stattliche Länge.

In Paris angekommen, wagte es Heine nicht, das Überbleibsel von der langen Reise, das allerdings immer noch für ein Frühstück genügte, dem Arzt zu senden und doch wollte er auch den Auftrag des Freundes nicht ganz ignorieren. Was machen?

Mit einem Male kam ihm eine prächtige Idee. Er nahm ein Rasiermesser, schnitt ein ganz feines, ideales, fast unsichtbares Blättchen von der Salami, packte es in einen Bogen Velinpapier und steckte es in ein Kuvert, samt folgendem Billett:

„Lieber Doktor!

Aus Ihren wissenschaftlichen Untersuchungen ist zu ersehen, daß der millionste Teil einer gewissen Substanz die größten Erfolge erzielt. Ich bitte daher um freundliche Annahme des, hier beigefügten, millionsten Teiles einer Lyoner Salami, welche mir unser Freund Ernst für Sie übergab. Wenn die Homöopathie eine Wahrheit ist, wird dieses Teilchen bei Ihnen denselben Effekt machen, wie die ganze Salami.

Ihr

Heinrich Heine."

---

7. Kapitel.

Honorare.

Die Mission des Arztes. — Ein fürstlicher Augenarzt. — An was der Komponist einer Romanze denkt. — Edler Zorn. — Besuche für sieben Soldi und Besuche für eine Million. — Der Zahnarzt von „Abbiategrasso". — Der Kaiser von China. — Briganten und Kommunisten. — Ein Jünger Schopenhauers. — Die Pferde Spencer-Wells. — Katharina II. — Freigebigkeit Alexander des Großen. — Schlechte Gewohnheiten Caracallas. — Im Orient. — Ein Feind. — Was der Klient will. — Die Gattin, der Mann, der Doktor.

Die Heilkunde ist eine Priesterwürde, das Werk des Arztes ist eine humanitäre Mission, aber der Arzt wie jeder Priester, wie jeder Missionär benötigt das tägliche Brot. Selten widmen sich die Reichen aus purer Philanthropie der Behandlung der armen Kranken.

Die Fälle wie jener, daß ein königlicher Prinz das Amt des Arztes ausübt, sind so außergewöhnlich, daß vielleicht der Herzog Karl Theodor von Bayern die einzige Ausnahme bildet.

Nachdem er, einer der fleißigsten und lernbegierigsten Studenten, die Doktorwürde in Medizin und Chirurgie erlangt hatte, widmete er sich ganz der Augenheilkunde. In Meran, wo er jedes Jahr einige Monate weilt, ist er so populär, daß von allen nahen und fernen Tälern die Kranken zu ihm kommen. Gut behandelt werden und umsonst und noch dazu von den Händen eines Herzogs, ist aber auch eine Sache, die nicht alle Tage vorkommt. Auf diese Weise hat der Herzog nun schon, ohne die unzähligen anderen Krankheiten zu erwähnen, viele hunderte Fälle von grauem Star glücklich operiert. In Bayern arbeitet er beständig, unterstützt von tüchtigen Assistenten und einer seiner Töchter,

welche die Kranken ermutigt und ihnen beisteht, Schätze der Barmherzigkeit austeilend wie der herzogliche Arzt Schätze der Wissenschaft.

Gründer, Besitzer, Leiter und Hauptoperateur dreier großen Kliniken, von denen wie gesagt eine sich in Meran, die andere in seinem ständigen Wohnsitz, dem schönen Tegernsee, die dritte in München befindet, behandelt er alle gratis. Die Reichen haben nur freiwillige Beisteuer zu den großen Kosten dieser Etablissements zu leisten.

Doch solche Fälle können kaum angeführt werden, wenn man die prosaische Frage des nötigen Honorars behandelt, denn der Medizin widmen sich im allgemeinen doch weder königliche Prinzen, noch die Söhne der Finanzgrößen, sondern solche, welche, ohne viel Rhetorik von Priestertum und Mission, darin einen ehrenhaften Beruf sehen.

Einige davon finden vielleicht auch eine Art sich zu bereichern, aber der Reichtum des Arztes ist immer eine relative Sache. In einer Stadt z. B., in welcher man zwanzig arm geborene Kaufleute findet, die als Millionäre sterben, gibt es vielleicht zehn Advokaten, welch reich, wenn auch keine Millionäre werden und fünf Ärzte, die auch Geld ansammeln, wenn auch weniger als die Advokaten. Wenn man unter diesen fünf noch genauer unterscheiden will, so wird sich zeigen, daß drei davon Chirurgen sind.

Der Gründe, weshalb der Arzt so viel schwerer den goldenen Boden in seinem Berufe findet als andere, sind vielerlei, einer der hauptsächlichsten ist, daß sich der Arzt in der Regel erst einen Namen erwirbt, wenn er schon den Höhepunkt des Lebens erreicht hat und von da bis zum Ende ist eine solch kleine Spanne Zeit, daß auch der tätigste Mann mit der eisernsten Gesundheit nicht immer allen an ihn gestellten Anforderungen genügen kann. Und während in den Händen des Kaufmanns zwei und zwei vielleicht zwanzig und noch mehr machen, macht es beim Arzt im besten Fall immer nur vier.

Infolge der Heuchelei, die unsere alte Welt beherrscht, lassen sich die Ärzte auch nur sehr ungern darauf ein, die Frage des Honorars zu besprechen, selbst ich fühle so eine Art Schuldbewußtsein, während ich dies Kapitel schreibe. Dennoch zählen viele Ärzte, die dies nie gestehen würden, vielleicht während sie sich zum Kranken begeben, an den Fingern das zu erwartende Honorar ab.

Juhel-Renoy erzählt, daß jemand einen berühmten Komponisten fragte, was er denn gedacht habe, während er eine seiner Romanzen komponierte, und dieser antwortete: „Ich dachte, wieviel mir der Verleger dafür bezahlen werde." — So, fügte Juhel-Renoy bei, denken wohl auch manche unter uns, die es allerdings nicht zu sagen wagen und was ist schließlich natürlicher als dies?

Merkwürdig ist es übrigens, daß gerade jene Aerzte, welche immer die größte Gleichgültigkeit für den elenden Mammon bezeugen, das größte Geschick darin entwickeln, ihn zu suchen und anzuhäufen. In dem ersten Kongreß der Universitätsprofessoren, welcher vor einigen Jahren in Mailand stattfand und so ausgezeichnet verlief, daß niemand die Kühnheit hatte, einen zweiten zu veranstalten, erlaubten sich einige den Vorschlag zu machen, man möge eine Petition an die Regierung richten, die Gehälter der Professoren so zu erhöhen, daß man wenigstens die Hälfte von dem bekomme, was ein Professor in Spanien, oder ein Drittel, was ein solcher in Frankreich bezieht, oder ein Fünfundzwanzigstel dessen, was einige (die Glücklichen!) Professoren in Oxford erhalten.

Dieser Vorschlag war gewiß bescheiden und vernünftig, er hatte nichts an sich, was darauf schließen ließ, daß sein Autor vielleicht ein wenig das geistige Gleichgewicht verloren habe. Und doch wäre es besser gewesen, er wäre nicht gemacht worden!

Ein Professor, welcher nur wenige Vorlesungen hielt, da ihm die Ausübung seiner chirurgischen Praxis und die Verwaltung seines Milliönchens nicht Zeit für mehr übrig ließ, erhob sich, vibrierend vor heiliger Entrüstung, Schamröte auf den Wangen, rief das Gedächtnis Hippokrates, Galenos, Pareos, und ich weiß

nicht, was noch alles an, erinnerte an die Märtyrer unserer nationalen Wiedergeburt, stempelte die Gegner zu Bettlern, zitierte England, wo man nie so etwas Niedriges tun würde (auch unnötig bei solchen Gehältern!) und kam nach alldem endlich zu der Schlußfolgerung, daß kein Professor, der etwas auf seine Würde hielte, von Erhöhung des Gehaltes sprechen könne.

Wer trotzdem nicht ganz überzeugt war, verließ schleunigst den Saal, um sich und seine „Niedrigkeit" zu verstecken.

Allerdings stellt sich nicht bei allen Ärzten, die reich werden, auch die Geldgier und der Geiz ein, manche werden reich, ohne es selbst zu wissen, ohne bei jeder Behandlung erst den Nutzen zu berechnen.

Ein alter Notar von Turin hat mir erzählt, daß er dem Kaufe eines Palastes durch Riberi beiwohnte, welcher seinerzeit als Chirurg in Piemont einen Namen hatte, wie keiner nach ihm. Riberi entnahm der Schublade seines Schreibtisches noch nicht geöffnete, große und kleine Geldrollen, von Scudis und goldenen Napoleons und fing an aufzuzählen, bis er die gewünschte Summe, zweihunderttausend Lire, beisammen hatte.

Er hatte offenbar nie daran gedacht, dies Geld nutzbringend anzulegen, wohl kaum gewußt, wieviel er besaß.

Nie, zu keiner Zeit und an keinem Ort, war es möglich, die ärztlichen Honorare in Form eines Tarifes zu regeln, denn nichts ist so wechselnd als der Verdienst desjenigen, der behandelt und die Börse des zu Behandelnden.

Die Ärzte einiger Gesellschaften in London machen die Krankenbesuche für zwei Schillinge die Woche, während man für eine Konsultation gewisser Größen Tausende Pfund Sterling bezahlt.

Einem tüchtigen Geburtshelfer auf dem Lande schenkt man einen halben Sack Kastanien für eine gelungene Operation und als Depaul von Paris nach Brasilien gerufen wurde, um der Kronprinzessin seine Hilfe angedeihen zu lassen, bot man ihm eine Million!

Die Reise Depauls war allerdings ein Ereignis, das nicht alle Tage vorkommt; denn in der Regel erringen sich nur die Theatergrößen solche hohe Ehren und Honorare.

Als Depaul in Rio de Janeiro ankam, wurde er mit großem Mißtrauen seitens der öffentlichen Meinung und von den bei dieser außerordentlichen Gelegenheit auch außerordentlich einigen — Kollegen empfangen, sah aber diese Meinung plötzlich und vollständig umschlagen, als es bekannt wurde, daß es nur der Kunst des Franzosen gelungen war, nach vielen Schwierigkeiten den künftigen Thronerben (wie man damals sagte) ans Licht der Welt zu bringen.

Er selbst erzählte einem Journalisten, welcher sich beeilte, ihn zu interviewen, kaum daß er den Fuß auf europäischen Boden gesetzt hatte, Folgendes:

„Nach dem Ereignis waren meine Zimmer vom Morgen bis zum Abend mit Personen angefüllt, welche mich — ganz gegen meinen Willen — nötigten, ihnen meinen ärztlichen Rat zu geben. In acht Tagen hatten sich auf diese Weise mehr als fünfzehntausend Franken auf meinem Schreibtisch angehäuft.“

Man hat oft versucht, die Honorare nach der Schwere des Falles zu berechnen, aber das ist nie gelungen und wird nie gelingen. Nur die Chirurgen konnten diese Methode einführen, aber in der Chirurgie sind die Unterschiede zwischen einem Fall und dem andern so in die Augen springend, daß auch der Laie ohne Schwierigkeit dieser Rechnung folgen kann. In der inneren Medizin liegt die Sache anders, hier kann nur der Arzt Richter über die Schwierigkeit des Falles sein: der Klient wird sich schwerlich davon überzeugen lassen, daß der Arzt, welcher eine keimende Ansteckungskrankheit rationell behandelt und in zwei Tagen vernichtet hat, eigentlich mehr verdient als jener, der ihn an derselben Krankheit, nachdem er dieselbe ganz gemächlich sich entwickeln ließ, zwei Monate lang behandelt.

Mantegazza hat eine Geschichte erzählt, in welcher er selbst die Hauptperson ist und da sie so gut zu unserem Falle paßt, lasse ich ihm das Wort.

„Als ich Arzt in Amerika war“ — und wo war er nicht Arzt, unser unerschöpflicher Kollege? — „befand ich mich eines Abends in einer Gesellschaft, in welcher ein Herr, der sich gerne als Philanthrop und Philosoph ausgab, seine ganze Redekunst und Lungenkraft aufbot, um die andern zu überzeugen, daß man dem Arzt nicht ein Gewisses für jeden Besuch geben dürfe, wie einem Taglöhner, sondern, daß man ihn je nach dem moralischen Wert seiner Behandlung oder seines Rates nobel entschädigen solle. Oft sei es ein goldenes Wort, welches das Leben eines Klienten rettet, und dies sei gewiß mehr wert, als Scharpie, Salben, Pillen rc. anzuwenden, für welche der Arzt oft hundertmal mehr Zeit braucht als für einen hygienischen Rat, mit dem er vielleicht ein Opfer aus eminenter Gefahr errettet.

Mir schien, daß dieser Herr ganz recht habe und ich ließ ihn daher ruhig sprechen.

Aber mein Geschichtchen ist noch nicht zu Ende. Bald nach jener Unterhaltung erkrankte jener Herr an einem Fingergeschwür und ließ mich rufen. Es war eines jener Übel, die ganz gut auch ohne Arzt, ja oft besser ohne, als mit vielen Ärzten heilen, aber der Kranke war reich und sein Reichtum und sein Rang verlangten zwei bis drei Besuche pro Tag, ein Kommen und Gehen unzähliger Pflaster, Salben, Kataplasmen, kurz die Anwendung einer ganzen Apotheke.

Als der gute Herr trotz all dieser Dinge vollständig geheilt war, ließ er mich nach der Sitte des Landes um meine Rechnung bitten und ich, seiner schönen Worte über diesen Gegenstand gedenkend, sandte ihm, ungeachtet der vielen Besuche, die ich gemacht hatte, eine Rechnung von zehn Lire, soviel, als wenn ich bei uns zehn Soldi verlangen würde.

Doch das Geschichtchen ist noch nicht zu Ende.

Einige Zeit nach diesem Vorfall merkte der gute Herr, daß er schwer atme, daß er des Morgens Katarrh habe, kurz, daß seine Gesundheit eine schwankende geworden sei. Er ließ mich aufs neue holen und ich wußte nach einigem Befragen, daß er

viele Stunden lesend und schreibend an seinem Schreibtisch in einem kleinen Studierzimmer verbrachte und daß er in einem kleinen, stets geschlossenen Zimmerchen schlief und sagte ihm: — Sie sind noch nicht wirklich krank, aber Sie werden es werden und zwar sehr schwer, wenn Sie fortfahren, so schlechte Luft zu atmen am Tag und noch schlechtere des Nachts. Studieren und schlafen Sie bei geöffnetem Fenster und unterbrechen Sie oftmals Ihre sitzende Lebensweise, um zu energischem, gründlichem Atemholen zu kommen.

Der gute Herr befolgte getreulich meinen Rat, er genas vollkommen von seinen Übeln, fühlte sich verjüngt, voll Energie und Tatkraft, wie er es sich nie vorher hätte träumen lassen, aber diesmal verfiel er in jene Sünde, welche, wie ich glaube, die eigentliche Sünde Adams war und nach welcher das Sprichwort entstand: „Machet, was ich sage, aber machet nicht, was ich mache", und ließ mich nicht nach meiner Rechnung fragen.

Aber ich hatte seine schönen Worte über die Würde und den Adel der Heilkunst und seine richtigere, bessere Weise, den Arzt zu entschädigen, noch immer nicht vergessen und sandte ihm, ohne daß er sie verlangt hat, folgende Rechnung:

Für einen, dem Herrn N. N. erteilten hygienischen Rat, welcher ihn vor einer drohenden, gefährlichen Erkrankung bewahrte und sein Leben um viele Jahre verlängert hat, Lire 500.

Und der gute Herr, welcher wirklich gut war, dankte, bezahlte und, was noch besser ist, erinnerte sich stets mit Vergnügen seines „doctorcito italiano".

Hier endigt Mantegazzas Geschichte.

Aber nachdem wir sie mit Vergnügen gelesen und uns der guten Gesinnung jenes guten Herrn und seines „doctorcito" erfreut haben, kann man sich nicht verhehlen, daß, wenn man diese Theorie bis zu ihren äußersten Konsequenzen verfolgen würde, man dahin käme, den Arzt zwar zu bezahlen, wenn der Kranke geheilt ist, nicht aber, wenn derselbe stirbt.

Aus langer Erfahrung weiß ich ganz gut, daß manche Klienten sich diesen letzteren Teil der Theorie ohnehin angeeignet

haben, aber sie lassen wenigstens dem Arzt das Recht, zu sagen, daß sie ihn beraubt haben. Auch bleibt noch immer die Frage offen, ob diese Leute bezahlt hätten, wenn der Kranke genesen wäre? denn der Arzt hat doch deshalb nicht weniger getan, nicht weniger sein ganzes Wissen und Können eingesetzt.

Aber man darf und kann in medizinischen Sachen nicht allzu scharfe, logische Schlüsse ziehen, man würde es sonst wohl manchmal so machen, wie jener Provinzbewohner, der, als er in Mailand Zahnschmerzen bekam, zu einem berühmten Zahnarzt am Domplatz lief, welcher ihn im Augenblicke von dem Quälgeist befreit hatte.

„Was bin ich schuldig?“ fragte der Patient.

„Zehn Lire.“

Der biedere Provinzler machte große Augen, bezahlte, und suchte dann wieder seine Freunde im Café auf.

„Wie gefällt Dir Mailand? — fragte ein Städter — das ist ein Leben, he? und ein Reichtum!“

„Mehr als Reichtum, man verdient hier das Geld im Handumdrehen.“

„Wieso?“

„Nun, ich ließ mir eben einen Zahn ziehen, der Zahnarzt hatte ihn im Nu und ich habe zehn Lire bezahlt.“

„Und was weiter?“

„Was weiter! In Abbiategrasso ließ ich mir mal einen Stockzahn reißen, der Zahnarzt zog eine gute halbe Stunde und verlangte nur zwei Lire!“

Man kann nun einmal nicht die Wichtigkeit der Krankheit und das Resultat der Behandlung zur Richtschnur für das Honorar nehmen, sondern immer nur die respektive Stellung des Arztes und die Verhältnisse des Klienten.

Trotzdem man jetzt seit einem Jahrhundert von sozialer Nivellierung spricht, gibt es heute, mehr sogar als in vergangener Zeit, in der ärztlichen Welt die Aristokratie, welche das Haupt hoch trägt und sich um niemanden bekümmert, die Bourgeoisie, die zu-

frieden ist und die Menge des Volkes, welche murrt, streikt und demonstriert. Das Publikum, das dem Professor oder dem Arzt mit großem Namen ein hohes Honorar gibt, gibt dem mittleren Arzt weniger; und noch weniger, d. h. wenn es ihn überhaupt bezahlt, dem bescheidenen Praktiker, der in Turin unter dem Dache und in Palermo im Erdgeschoß seine Klienten aufsuchen muß.

Jeder Arzt wiederum, welcher der drei Kategorien er auch angehört, richtet sich in der Honorarfrage nach den Verhältnissen des Klienten und ohne sich von den lokalen Gewohnheiten zu weit zu entfernen, wird er doch immer seine Rechnung der Börse des Bezahlenden anpassen. Derselbe Doktor, welcher sich von dem reichen Bankier zehn geben läßt, begnügt sich mit fünf bei dem kleinen Kaufmann und verlangt nichts von dem armen Flickschuster.

Natürlich schleichen sich auf diese Weise auch mehr oder minder große Mißstände und Härten ein; der habgierige Arzt wird sich bemühen, die pekuniären Verhältnisse des Klienten in einem besseren Lichte zu sehen und der geizige Klient wird die Bedeutung des Arztes herabzudrücken suchen. Es ist eben alles der Willkür des einzelnen überlassen.

Man erzählt den Fall, daß ein ganz unbedeutender und unberühmter Geburtshelfer in Paris eine fremde Dame für seinen Beistand um achttausend Franken — (ich weiß keinen anderen Ausdruck!) bestahl.

Ein anderer nicht weniger unbekannter Arzt nahm einem Amerikaner, der sich während der letzten Ausstellung in Paris aufhielt, 30.000 Franken ab für die Heilung seines an Diphtherie erkrankten Kindes. Und weiß der Himmel, ob es überhaupt Diphtherie war!

Ähnliche Dinge sagte man früher unserem Sizilien nach, aber jetzt geschehen sie im Schatten des Eiffelturms!

Gar nicht zu sprechen von anderen berufsmäßigen Verbrechen, welche in Paris laut Déchambre ziemlich häufig sind und selten, oder besser nie, in Italien vorkommen. Das saubere Geschäft wird

in folgender Weise gemacht. Ein Arzt behandelt einen Kranken, an einem gewissen Punkt erkennt er, daß eine chirurgische Operation nötig sei und empfiehlt hiezu den Dr. Z. Nachdem die Rechnungen gestellt sind, gibt der Chirurg, welcher, sagen wir, 1000 Franken erhalten hat, 200—300 davon dem Arzt, der von dem Klienten auch schon mit 100 Franken bezahlt wurde.

Bei uns erregt glücklicherweise schon die Erzählung solcher unsauberer Manipulationen ein Gefühl des Ekels, in Paris hat die Sache nicht nur ihre Praktiker gefunden, sondern, was schlimmer ist, auch Leute, die, wie Déchambre, schreiben und drucken, daß daran nichts Tadelnswertes ist.

Danach hätte auch ein anderer Schacher nichts Verwerfliches an sich, den das boshafte Publikum oft den Ärzten und Apothekern nachsagt, daß diese beiden sich gegenseitig helfen und am Schluß des Jahres den Nutzen teilen. In Wirklichkeit glaube ich, daß diese Praktik bei uns nicht ausgeübt wird. Wir sind noch primitiv. Aber in Hinblick auf unsere Nachbarn, mit welchen wir so viele Tugenden und Laster gemein haben, muß ich doch bemerken, daß nicht alle ein solch weites Gewissen haben, wie Déchambre, was wohl am besten durch einige Zeilen bewiesen wird, in welchen Juhel-Renoy noch mehr als die Ärzte jene verurteilt, welche sie zur Korruption verleiten wollen oder derselben fähig halten

Die Frechheit der Industriellen, sagt Juhel-Renoy, ist heute so groß, daß es ein Glück ist, wenn man sie ein wenig niedriger hängen kann. Ich bin überzeugt, daß ein großer Teil der Kollegen die Entrüstung teilt, welche mich jedesmal ergreift, wenn ich unter meinen Postsachen die Reklamen von pharmazeutischen Spezialitäten oder ähnlichen Dingen finde, mit der bekannten Bemerkung: — remise d'usage a. m. m. les médecins. — Es gibt in Paris eine Horde Fabrikanten, welche zu glauben scheinen, daß es bei den Ärzten Usus sei, sich bei ihnen die Prozente für die Bruchbänder und Gummistrümpfe zu holen, welche sie ihren Patienten verordnen mußten, daß es Usus sei, daß der Apotheker von jedem Rezept, was er macht, ein Gewisses

zugunsten des Arztes berechnet. Meine Stimme ist nicht stark genug, um zu protestieren gegen solche Gewohnheiten, die man uns hier zuschreibt; nach und nach ist davon manches zu den Ohren der Klienten gedrungen und nun gibt es welche, die uns die Beleidigung antun, uns zu fragen, welches unsere Apotheke sei. Es macht mir ein besonderes Vergnügen, jedesmal, wenn ich dazu Gelegenheit habe, zu erklären, daß wir keine bestimmten Apotheken haben, daß es gleichgültig sei, in welcher Offizin das Präparat gemacht wird, wenn es nur gut gemacht wird.

Man muß diesen Verleumdungen ein Ende machen, der Arzt darf nicht für den Makler chemischer Produkte gehalten werden und ich rate meinerseits den Kollegen, die Produzenten von Spezialitäten so zu empfangen, wie sie es verdienen, wenn sie kommen, um unsere Gutachten und Empfehlungen zu erbitten, um mit unseren Namen Geld zu verdienen.

Der Arzt soll makellos dastehen und nie erlauben, daß man von ihm sagt, er befolge kaufmännische Usancen. Wenn er eine Spezialität verschreibt oder ein gewisses Bad empfiehlt, oder die Zuziehung eines Kollegen wünscht, soll auch nicht der Schatten eines Verdachtes auf ihn fallen können.

Nun sieh mal, wo uns unsere Abhandlung hingeführt hat, du fleckenlose, schneeweiße Seele meines guten Freundes und Kollegen, der du verloren bist in den Schluchten Tarantasias, der du in deiner Person die dreifache Eigenschaft des Arztes, Apothekers und der Hebamme vereinigst und nie Pillen und Spezialitäten verschreibst, weil du von ihrer Nutzlosigkeit überzeugt bist und wohl auch fürchtest, die Bosheit deiner Gebirgler möchte dich, den Arzt, der Übereinstimmung mit dir, dem Apotheker, verdächtigen!

Nach alledem bin ich überzeugt, daß China trotz seiner erst kürzlich erhaltenen Schläge uns Okzidentalen in vielen Beziehungen weit über ist und daß jener zu Napoleons Zeiten lebende Prinz von Koburg-Gotha nicht so unrecht hatte, als er seinen Palast,

seine Gärten und seine Hofhaltung nach dem Muster des himmlischen Reiches einrichtete.

Der Kaiser dieses himmlischen Landes hat eben, trotzdem er der „Sohn des Himmels" heißt, auch wie der letzte seiner Untertanen an Kopf-, Zahn- oder sonstigen Schmerzen zu leiden, braucht daher auch einen Arzt für seine heilige Person. Aber er gibt ihm nicht wie seine hohen Kollegen in Europa ein bestimmtes monatliches Gehalt oder die üblichen kostbaren Geschenke in Krankheitsfällen, sondern dieser Arzt bekommt täglich eine gewisse Summe, die jedoch sofort eingezogen wird, sobald der Souverän die geringsten Zeichen von Unwohlsein äußert, die Suspendierung dieses Gehaltes dauert solange als die Krankheit, gleichviel, ob dieselbe kurz oder lang sei.

In Italien sind die Honorare der Ärzte im allgemeinen sehr bescheiden, sowohl im Süden als im Norden; höher sind sie in anderen Ländern Europas, weil eben auch die Bezahlung des Arztes, wie die jedes anderen körperlich oder geistig Arbeitenden im Verhältnis zum allgemeinen Wohlstand steht.

In einigen Teilen Europas, wie in Rußland und England, herrscht ein zwar sehr logischer und bequemer, aber nach unserem Empfinden demütigender Gebrauch. Nach jeder Visite reicht dort der Herr des Hauses oder ein Bediensteter dem Arzte auf einem Teller das betreffende Honorar.

In Frankreich und Deutschland ist es der Arzt, welcher am Ende des Jahres dem Klienten die Rechnung schickt. Den Arzt während einer Krankheit oder im Laufe des Jahres ohne speziellen Grund darum fragen, hieße so viel als: „Ich danke sehr, ich habe Sie nicht mehr nötig, weder jetzt noch später!"

In Italien gibt es verschiedene Weisen, im Norden herrschen die französischen Regeln vor, im Süden bezahlt der Klient meist am Ende des Jahres, ohne eine Rechnung zu erwarten und zu verlangen, doch haben es manche Ärzte auch hier eingeführt, die Rechnungen am Ende des Jahres zu senden und viele Klienteu verlangen sie auch um diese Zeit. Übrigens gibt es in unseren an

Charakter, Sitten und Gewohnheiten so verschiedenen Ländern, wie in allen Dingen, so auch hier, große Abweichungen von Stadt zu Stadt.

Darin stimmen sie allerdings alle unter sich sowohl, als auch mit anderen Ländern Europas überein, daß so mancher geheilte Patient es für besser hält, den Doktor nicht mehr zu stören, indem er die so vulgäre Rechnung verlangt oder ihm den erniedrigenden, demütigenden Obolus schickt.

Der auf diese Weise beraubte Arzt kann dann, wenn er Lust dazu hat, zum Kadi laufen; ich habe auch einige gekannt, die dies wirklich getan haben.

In Frankreich und in Belgien haben die Bücher der Ärzte auch gesetzliche Beweiskraft und ist ihnen auf diese Weise das Vorgehen gegen solche Klienten erleichtert. Doch es liegt nicht im Sinne dieses Büchelchens, noch weiter in solch kaufmännische Einzelheiten einzudringen und so will ich denn mit einem Aphorismus und zwei Anekdoten schließen.

Der Aphorismus für das Publikum und die Anekdoten für die Ärzte.

Ich weiß nicht, welcher Jünger Schopenhauers es geschrieben hat: „Der Arzt, welcher sein Honorar von der spontanen Dankbarkeit seiner Klienten erwartet, ist jenem Reisenden zu vergleichen, der am Fluß, um das andere Ufer zu erreichen, wartete, bis das Wasser seinen Lauf beendet hätte."

Nun die Anekdoten: Ein Chirurg, welcher an jemandem eine schwere Operation vorgenommen hatte, sandte nachher eine Rechnung von enormer Höhe. „Aber Sie hätten mir vorher sagen sollen", meinte der Klient, „daß es Ihr Beruf sei, die Börse oder das Leben zu verlangen!"

Man kann sich ungefähr vorstellen, was für ein Gesicht der Chirurg machte; ein längeres mochte allerdings noch jener andere gemacht haben, zu welchem eine Mutter kam, um ihm zu danken für die glücklich gelungene Operation, welche er an ihrem Sohne ausgeführt hatte.

„Ich bitte Sie, diese kleine Arbeit von mir als Zeichen meiner ewigen Dankbarkeit anzunehmen", sagte diese, ihm eine von ihr gestickte Börse reichend.

„Ich danke Ihnen sehr" — antwortete der Chirurg — „ich nehme sehr gerne Ihr Geschenk, aber natürlich, ohne deshalb auf mein Honorar von 2000 Lire zu verzichten.

„Dann entschuldigen Sie" — erwiderte die Dame — die Börse nochmals zurückziehend und ihr zwei Tausendlirebillette entnehmend — „es waren viertausend Lire und es ist doch recht und billig, daß unsere Rechnung in Ordnung sei".

Die großen Städte haben einen solchen Überfluß an Ärzten, daß es nur wenigen durch besonderes Glück oder Genie gelingt, sich eine hervorragende Stellung zu erwerben, und während diese wenigen eine ganz außerordentliche Höhe einnehmen, bleibt die Mehrzahl auf einer sehr tiefen, bescheidenen Stufe. In London sind soviele Ärzte, daß viele die Besuche für wenige Penny machen und in Wien ist die Zahl der Ärzte im Verhältnis zu den Einwohnern noch größer.

Man rechnet, daß in London auf je tausend Einwohner ein Arzt kommt, während sich in Wien schon je fünfhundert eines solchen zu erfreuen haben.

Zudem bezeigt in diesen Städten die Zahl der Ärzte noch immerzu die Neigung zu steigen, und da ich mich an eine vor zehn Jahren erschienene Statistik halte, können meine Angaben natürlich keinen Anspruch darauf machen, noch vollständig richtig zu sein.

In Italien sind im ganzen die gleichen Verhältnisse, vielleicht noch ein wenig schlechter.

Um nur vorwärts zu kommen — wie man zu sagen pflegt — besuchen und behandeln die Anfänger ihre Klienten gratis oder begeben sich in die Abhängigkeit von Polikliniken, Krankenhäusern, Wohltätigkeitsanstalten usw.

Dadurch sehen jene Ärzte, welche ehemals die kleinen Leute behandelten, sich nun auch von diesen Klienten verlassen, weil viele, die zwar Geld für Theater und Landpartien haben, es doch vorziehen, in Krankheitsfällen den Ärzten der „Armen“ zuzulaufen, welche ihnen in solch verschwenderischer Fülle zu Gebote stehen. Es bleiben also als eigentliche Klienten fast nur die „Großen“ übrig, welche aber natürlich auch nur für die großen Ärzte in Betracht kommen.

Und inmitten dieser Misère und Niedrigkeit, dieses Kampfes ums tägliche Brot, findet man dann einen Péan, welcher in Paris eine Million jährlich verdienen soll, einen Köberle, welch von einer Prinzessin für eine Ovariotomie eine halbe Million erhält und einen Spencer-Wells, welcher mehr als tausend Ovariotomien gemacht und mit je 100—200.000 Lire bezahlt erhalten hat und der, wenn er zu einem Kongreß geht, wie beispielsweise in Kopenhagen, sich, um den Kollegen zu imponieren, seinen Wagen mit Pferden von London schicken ließ und eine ganze Etage des ersten Hotels für sich allein in Beschlag nahm, wie ein indischer Rajah.

Da gerade vom Rajah die Rede ist, fällt mir auch der Fall jenes Dr. Freyer ein, der, als Militärarzt nach Indien gekommen, das Glück hatte, sein Standquartier bei dem Rajah von Ramzour zu erhalten. Dieser wurde von einem Rheumatismus articularis acutis befallen, und nachdem der Arzt ihn ein paar Monate behandelt hatte, hatte er die doppelte Genugtuung, nicht nur seinen Rajah gesund zu sehen, sondern auch noch zehntausend Pfund Sterling und die üblichen Geschenke an Perlen und Diamanten zu erhalten.

Solche Fälle scheinen aber speziell für die englischen Ärzte reserviert zu sein, denn auch zu Zeiten Katharina II. war es ein Engländer, Dr. Dimdale, welcher nach Petersburg berufen wurde, um die Kaiserin zu impfen. Für diese großartige Leistung erhielt er (freut euch, Kollegen auf dem Lande!) 250.000 Lire Honorar, 25.000 Lire Reisespesen, 12.500 Lire jährliche Pension und die

herkömmlichen Geschenke, wie das Bild der Kaiserin, den Baronetstitel und noch einige solche Kleinigkeiten.

Den Ärzten Italiens blüht kein solches Glück!

Auch bei uns gibt es ja Ärzte und Chirurgen, welche ganz anständige Honorare erhalten, aber immerhin nur Kleinigkeiten im Verhältnis zu jenen Fällen. Doch ich will aus leicht verständlichen Gründen keine Namen und keine Ziffern nennen, es könnten sonst auch einige Steuerboten rebellisch werden.

Heutzutage besitzen also manche Ärzte ein fürstliches Einkommen, und die Fürsten kennen auch die beste Weise, den Ärzten ihre Dankbarkeit zu zeigen.

Ehemals liefen die Dinge, besonders für jene Ärzte, welche die Gewaltigen der Erde zu ihren Klienten zählten, nicht so glatt ab.

Im alten Persien ließ bei dem Tode jedes Königs der Nachfolger den Arzt seines Vorgängers töten und ihm die Haut abziehen. Dies geschah, wie Lescona sagt, um seine eigenen Ärzte zu desto größerem Eifer und Achtsamkeit anzuspornen.

Der Kaiser Caracalla dachte nicht so, denn er ließ, nachdem er von einer schweren Krankheit genesen war, die Ärzte, die ihn behandelt und geheilt hatten, ebenfalls töten, wahrscheinlich wollte er sie dafür strafen, daß sie die Dummheit begangen hatten, ihn am Leben zu lassen.

Viele Klienten wünschten wohl, daß man auch heute noch so mit den Ärzten verfahren könnte, um sich auf diese Weise von jeder Verpflichtung des Dankes frei zu machen.

Doch Caracalla war auch eine Ausnahme, die Regel war das persische Verfahren.

Man weiß, daß Alexander der Große, um seinen Schmerz über den Tod seines Freundes Hephästion zum Ausdruck zu bringen, seinen Pferden die Haare scheren ließ, daß er das heilige Feuer verlöschen und einige Tausend Gefangene töten ließ; daß

er, nach unserem Gelde zirka fünfzig Millionen Lire für die Leichenfeierlichkeiten ausgab, aber nicht alle entsinnen sich vielleicht der kleinen Episode, die sich inmitten all dieser Verwirrung noch abspielte. Alexander ließ auch den Tempel Äskulaps verbrennen und Glancia, den Arzt Hephästions, kreuzigen! „quod negligentius morbum Ephestionis curasse putaretur."

Bei den Türken war das Pfählen der Ärzte eine gewöhnliche Sache. Aber hier war es nicht nur der Nachfolger, der auf diese Weise seine Liebe für den Verstorbenen beweisen wollte, sondern oftmals wurde auch ein Arzt während der Krankheit aufgespießt, um den anderen eine heilsame Lehre zu geben.

Ich weiß nicht, welcher Selim, Großsultan der Türken, es war, der seinen Arzt nach einigen Tagen der Krankheit ins Jenseits beförderte, bevor jener noch Zeit gehabt hatte, ihn dahin zu bringen.

In Zeiten, die uns näher liegen und unter schon etwas mehr kultivierten Orientalen scheint man die geringen Kenntnisse, welche die dortigen Ärzte und vor allem die Chirurgen ihr eigen nannten, als Kriegswaffe benützt zu haben.

Lessona erzählt auf Grund einer Mitteilung Dr. Pollaks, daß ein türkischer Derwisch nach Teheran ging und sich dort, ohne durch übermäßiges Wissen beschwert zu sein, als Augenarzt niederließ. Fünf Perser, welche an einer Augenkrankheit litten, kamen zu ihm, um sich operieren zu lassen und da, wie es scheint, in jenem Lande immer noch die alten guten Bräuche herrschen, machten sie folgenden Vertrag: Wenn er ihnen ganz perfekt wieder zu ihrem Augenlicht verhelfen würde, wollten sie ihn vielleicht bezahlen, im entgegengesetzten Fall sollten sie das Recht haben, ihm die Hand abzuschneiden.

Der Augenarzt par excellence machte die Operation und natürlich wurden alle fünf blind.

Die Erblindeten wollten nun die Hand und da der Operateur ich weiß nicht, welche Einwendungen machte, liefen sie zum Gouverneur. Dieser, ein neuer Salomon, sprach ein Urteil, welches ver-

dient, in Erz gegraben zu werden: „In Anbetracht dessen, daß es unmöglich ist, dem Angeklagten fünfmal die Hand abzuschneiden und so jedem der fünf zu seinem Rechte zu verhelfen, halte ich meinerseits diesen Teil des Vertrages für hinfällig. Aber da der Angeklagte in einem Lande geboren ist, welches immer mit uns im Krieg liegt, so soll dieser Mann in seine Heimat geschickt werden, um dort seine Kunst auszuüben, denn auf diese Weise werden unsere Feinde soviel Schaden haben, als wenn wir ihnen ein persisches Heer schickten."

Historische Erinnerungen!

Einige Jahrhunderte früher erließ ein König von Schottland eine ähnliche Anordnung. Er bemerkte, daß so viele seiner Untertanen durch die Unkenntnis der jungen Ärzte, welche dort die Heilkunst ausübten, einem frühen Tod anheimgegeben waren, und erließ deshalb ein Dekret, daß kein Arzt mehr in seinen Staaten praktizieren dürfe, der nicht die kurze Zeit von zwanzig Jahren in einem feindlichen Staat erst seine Kunst ausgeübt habe.

Und nicht viel anders ist heute das Verlangen so vieler Gemeinden, daß der zu wählende Arzt wenigstens schon seit zehn Jahren diplomiert sein soll.

Wenn alle Gemeinden und Institute, die einen Medikus nötig haben, diese Bedingung stellen, dann bleibt schließlich die schwer zu beantwortende Frage, was denn die Ärzte in den ersten zehn Jahren ihres Doktorates machen sollen?

Doch wenn es wirklich diplomierte Ärzte gibt, die dem Leben ihrer Klienten gefährlich werden können, so gibt es doch auch sicher Klienten, die dem Leben der Ärzte gefährlich sind, und zwar auf eine grausame Weise.

Wir haben schon gesehen, wie viele Fallstricke, wie viele Feinde die Existenz der Nachfolger Hippokrates' bedrohen, aber wir haben noch nichts von dem schlimmsten, unerbittlichsten seiner Feinde gesprochen, dem Klienten, der nicht bezahlt!

Wenn ich sage, der Klient, der nicht bezahlt, so meine ich jene gemeine Spezies, welche, obwohl sie sehr gut zahlen könnten, doch keine Lust haben, es zu tun. Von anderen Klienten, die nicht bezahlen und von welchen er auch keine Bezahlung will, hat ja jeder Arzt eine erkleckliche Anzahl.

Auch hier, wie in allen menschlichen Handlungen, herrscht aber das „do ut des"; auch die Behandlungen, die der Arzt in gutem Glauben gratis zu machen meint, sind regiert von einem allgemeinen Gesetz, welches man, eine Bezeichnung aus der Chemie nehmend, das „Gesetz der Äquivalente" nennen könnte. — Der Millionär-Philantrop, welcher wohltätige Institute gründet, gibt in Wirklichkeit nicht einen Centime, ohne eine entsprechende Vergütung zu erhalten.

Die Ehrenbezeigungen, die Titel, die Popularität, die Denksteine und Monumente entschädigen ihn reichlich, wenn er eitel ist; und ist er dies nicht, so belohnt ihn doch das Gefühl des Wohltuns, die Danksagungen der Beschenkten und auch ihre Dankbarkeit.

Auch dem Anonymus, welcher tausend Lire für ein wohltätiges Werk gibt, wird dies aufgewogen durch die Freude, die auch eine im Dunkel verborgene gute Tat gewährt, ganz abgesehen davon, daß ein Anonymus, welcher tausend Lire schenkt, sicher noch etliche mehr sein eigen nennt.

Der Arzt entflieht noch weniger als andere diesem Gesetze. Wenn er jung ist, behandelt er die Armen, weil sie ihm Reklame machen, und was ihm der Arme nicht geben kann, gibt ihm dann der Reiche; wenn ein Arzt keine Reklame mehr nötig hat, wird er auch mit den Armen nicht mehr viel zu tun haben, wenn er sie doch noch behandelt, tut er es, weil er sozusagen die Verpflichtung fühlt, sie zu bezahlen für die Reklame, die ihm andere Arme seinerzeit gemacht haben oder weil es ihm eben eine innere Genugtuung bereitet, anderen Gutes tun zu können.

Es ist auch eine vielleicht in der ganzen Welt, sicher in Europa festeingebürgerte Gewohnheit, daß der Arzt die Honorare im Verhältnis zum Vermögen seines Klienten berechnet.

Wenn ein Arzt sich von den reichen, durchreisenden Fremden zehn, von dem Reichen des Ortes fünf, vom mittleren Bürger drei und vom Armen nichts bezahlen läßt, so geschieht dies, weil er seinen Besuch im Durchschnitt auf vier veranschlagt und wenn man rechnet, daß die Armen viel zahlreicher sind, als die reichen, reisenden Amerikaner, so ist die Durchschnittsziffer genau vier.

Diese Rechnung scheint gewöhnlich und die Ärzte werden im guten Glauben sein, dieselbe nie gemacht zu haben, nur weil sie selbst nie gründlich darüber nachgedacht haben; aber von wie vielen Dingen glaubt man schließlich nicht, daß man sie nie gemacht habe?

Doch lassen wir dies, ich will jetzt nur von dem böswilligen Klienten sprechen. Und wenn ich gesagt habe, daß er einer der schlimmsten Feinde des Arztes ist, so sagte ich dies nicht nur, weil solche Klienten die Absicht haben, den Arzt Hungers sterben zu lassen, sondern noch mehr wegen ihres schlimmen Einflusses, der sich auf hundert verschiedene Arten bemerkbar macht. Wie viele unbegreifliche Feindschaften, wie viele Leute, die einen früher höflich gegrüßt hatten und jetzt bei zufälligen Begegnungen in ein Schaufenster sehen, wieviel Verleumdung vom „Hörensagen" hat nicht der Arzt einem solchen Klienten zu verdanken, der ihn verlassen hat, ohne ihn zu bezahlen!

Die Familie, die eine teure Person verloren hat, wird sich manchmal an dem unschuldigen oder schuldigen Arzt für das Weh, das sie erlitten hat und noch erleidet, zu rächen suchen, aber, wenn sie den Arzt bezahlt, dauert die Sache nicht lange, die Frauen des Hauses werden sie vielleicht ein wenig in die Länge ziehen, die Männer jedoch werden nicht mehr Lärm machen, als nötig ist; ganz anders liegt aber der Fall, wenn der Kranke gestorben ist und die Familie will den Arzt „nicht" bezahlen.

Adieu dann dreißigjähriges, unermüdliches Studium, adieu Mitleid und Zuneigung für den Kranken und seine Angehörigen, adieu Mut und hundertmal bewährte Uneigennützigkeit, dies alles gilt nichts mehr, wird verächtlich gemacht, in den Staub getreten für lange Zeit, für immer!

Das Faß des Regulus war ein Rosenbett im Vergleich zu jenem, in welchem unser armer Mann nun herumgeworfen wird.

Es ist klar, die Familie soll sich doch wegen ihrer unehrenhaften Handlung entschuldigen, vor ihrem eigenen Gewissen sowohl, als auch vor der Gesellschaft, da sie immer fürchtet, daß der Arzt vielleicht darüber spreche, daß er nicht bezahlt wurde, sie weiß aber auch, daß die Gesellschaft sich über dies nicht sehr verwundern wird, wenn sie erfährt, daß der Arzt seine Pflicht schlecht erfüllt, keine Kenntnisse habe ꝛc. ꝛc. und so braucht und mißbraucht sie diese Nachsicht des respektablen Publikums auf das gründlichste.

Armer Arzt, wenn jene Familie über ihn spricht, aber noch bedauernswerter, wenn er alles wüßte, was über ihn gesprochen wird. Ich glaube wirklich, wenn er dies alles hörte, käme er entweder ins Irrenhaus oder er müßte seine Praxis aufgeben. Wenn er aber erst noch wüßte, was seine Kollegen dem Geschwätz dieser Familie beifügen, dann bliebe ihm überhaupt nichts übrig, als der Selbstmord!

Um diesen und ähnlichen Widerwärtigkeiten zu begegnen, haben die Ärzte schon die ingeniösesten Listen und Schliche ausgedacht, aber selten wurden dieselben auch praktisch angewendet.

Die Amerikaner, als Leute, die sich kein Blatt vor den Mund nehmen, brachten ein Mittel in Anwendung, das uns jenseits des Ozeans mehr dreist als delikat erscheinen will, wenn man in einem Fall, in welchem von der einen Partei so wenig Delikatesse gezeigt wird, solche überhaupt von der anderen beanspruchen kann. Die medizinische Zeitung von Boston veröffentlichte eine, von allen Ärzten dieser Stadt unterzeichnete Bekanntmachung, in welcher gesagt wurde: „Es ist wohl allgemein bekannt, daß eine gewisse Klasse von Personen existiert, welche ihren Verpflichtungen gegen die Ärzte nicht nachkommt. Die gewöhnlich allen Ärzten bekannte Methode, die diese Leute zur Anwendung bringen, besteht darin, einen Arzt nach dem andern zu rufen. Sie nehmen die

Hilfe des einen solange in Anspruch, bis die Zeit naht, in der sie ihn entschädigen sollten, dann geben sie ihm den Abschied, um einen anderen auf dieselbe Weise zu foppen. Damit unser Vorhaben vom Publikum nicht falsch beurteilt wird, glauben wir noch besonders darauf hinweisen zu müssen, daß wohl in keinem Beruf mehr guter Wille, der leidenden Menschheit zu helfen, vorhanden sein kann, als in dem der Ärzte. Ein Blick in unsere Bücher könnte am besten überzeugen, daß jeder von uns gerne und eifrig den würdigen, ehrenhaften Armen zu Hilfe eilt. Aber um jene, die uns in unverschämter Weise mißbrauchen, zu bekämpfen, werden die Unterschriebenen die Namen solcher Leute veröffentlichen und verpflichten sich gleichzeitig, denselben auch ihren Beistand nicht mehr zu leihen, es sei denn, daß die Barmherzigkeit solches fordert. etc. etc."

Man sieht, ein regelrechter Boykott.

Außer von dem Gelde spricht man dann auch oftmals von einer anderen Münze, der Dankbarkeit, von welcher man glaubt, daß die guten Handlungen mit ihr bezahlt werden. Aber es ist dies eine Münze, deren Kurs noch mehr schwankt als die türkischen Rententitel, eine Münze, von welcher nur wenige Bevorzugte einen Fonds besitzen, die aber die meisten nie gesehen haben.

Den mitfühlenden Arzt erfaßt eine große, tiefe Bitterkeit, wenn er sich von Undankbarkeit belohnt sieht, aber damit hat er vollständig unrecht.

Der Kranke verlangt von dem Arzte weder Zuneigung noch Mitleid, wenn ihm der Arzt diese doch entgegenbringt, so ist er im Verlust; da ihn niemand darum gebeten hat, hat er auch kein Recht, eine Erwiderung dieser Zuneigung zu erwarten.

Der Kranke will auch nicht behandelt, sondern einfach geheilt sein, nur dies ist ihm wichtig; wenn er dann geheilt ist, so weiß er keine bessere Art, seine Erkenntlichkeit zu zeigen, als den Arzt gut zu bezahlen; ist dies geschehen, gibt es keinerlei Verpflichtung für ihn, höchstens, daß seine Achtung vor dem Arzte ein wenig steigt.

Dankbarkeit zu hegen ist er nicht verpflichtet, weil er mit klingender Münze bezahlt hat; wenn er wirklich gleich nach der Heilung ein wenig davon im Grunde seines Herzens verspürt, so befreit er sich bald davon, indem er denkt, wie La Palisse: daß er vor allem geheilt wurde, weil eben die Krankheit nicht tödlich war, und dann, wie ihn der Arzt X. behandelt hat, würde ihn auch der Dr. Y. oder der Professor Z. behandelt haben.

Er wird sich vielmehr zur größeren Beruhigung seines Gewissens vielleicht noch fragen, ob ihn ein anderer nicht am Ende noch rascher geheilt hätte?

Entschädigt er aber den Arzt nicht materiell, dann haben wir ja gesehen, welche moralische Vergütung demselben von solchen Klienten zuteil wird.

Es wäre jedenfalls eines der interessantesten Schauspiele, wenn man Tag für Tag die Gefühle eines Arztes, der einen Kranken behandelt und jene des Kranken selbst oder noch besser einer denselben durch Bande der Liebe und des Gesetzes verbundenen Person, z. B. seiner Gattin, verfolgen könnte.

Sehen wir hier ein wenig, was man lesen würde, wenn beide Teile ihre intimsten Gedanken und Gefühle einem Tagebuch anvertrauen würden:

Frau des Kranken.	Arzt.
3. Tag der Krankheit.	
„Wie falsch man manchmal urteilt. Wir Frauen folgen immer dem ersten Eindruck. Als ich diesen Doktor nicht näher kannte, gefiel er mir gar nicht. Er gibt sich so ernst, daß ich es für Pose oder für Hochmut hielt, aber jetzt habe ich mich überzeugt, daß es nur ein natürlicher Ernst ist, vermischt mit etwas Schüchternheit. Und jetzt finde ich ihn reizend, gelehrt, ohne alle Ziererei und als Arzt ersten Ranges. Ich bin	



sehr zufrieden, daß ich ihn gerufen habe, meinen Mann zu behandeln, obwohl ich hoffe, daß die Sache ohne Wichtigkeit ist."

4. Tag der Krankheit.

„Jawohl, dieser Kranke interessiert mich mehr als andere und ich weiß selbst nicht, warum. Gewiß ist es nicht nur die Wichtigkeit des Falles, denn im Krankenhause sehe ich doch noch weit schwerere und denke oft nicht mehr daran, wenn ich den Krankensaal verlassen habe. Es ist wohl ebenso der Kranke selbst, als auch die Krankheit, welche mich beschäftigen. Es ist eine sehr bekannte Persönlichkeit in hervorragender Stellung, es ist das erstemal, daß ich ihn behandle, und dann ist seine Familie so gut und höflich, sie haben soviel Vertrauen zu mir, daß, während ich meine Verantwortlichkeit wachsen fühle, auch meine Kraft und mein Können sich verdoppeln."

7. Tag der Krankheit.

„Die Krankheit ist in diesen paar Tagen so rapid gestiegen, daß ich wirklich selbst nicht mehr weiß, was ich denken soll. Mein Gott, mein Gott, wäre es möglich, daß ....? Nein, nein, nein, ich will mich nicht bei diesem fürchterlichen Gedanken aufhalten. Nein, nein, der Doktor sagt mir, daß ich nichts zu fürchten habe, und wenn er es sagt, bin ich sicher. Mein Gott, ich danke dir, daß ich die Hilfe eines so tüchtigen Arztes habe, welcher mir meinen Mann retten wird, gewiß, er wird

7. Tag.

„Wie aufgeregt bin ich doch! Ist mir je etwas Ähnliches passiert? Diese Nacht konnte ich nicht schlafen, weil ich fürchtete, daß ich ihm gestern ein Zentigramm Kokain zuviel gegeben habe. Es war nötig, daß der Tag kam, um mir Mut und Ruhe wiederzugeben. Im Moment, wenn ich mit dem Ankleiden fertig bin, gehe ich zu ihm und wenn es noch so steht wie gestern, will ich ihn alle vier Stunden wiedersehen ..... Und wenn sie dann sagen, ich verdopple meine Besuche, um .....?

ihn retten. Schon sechs, warum er nicht kommt? Er ist heute erst dreimal hiergewesen, ich will ihn bitten, öfter zu kommen. Aber wird er können? Und seine anderen Kranken? Wer weiß, ob unter ihnen nicht ein schwerer Erkrankter ist als mein Mann und ob nicht manche andere Frau oder Mutter ihn auch den ganzen Tag am Bette ihres Kranken zu sehen wünschte. Wirklich, wenn wir gut nachdenken, wie egoistisch sind wir! Und welch ein Leben hat doch ein gefühlvoller Arzt, welcher tagtäglich diesen Schmerzen, dieser Pein und diesem Jammer beiwohnt."

Aber nein, das kann ich nicht von ihnen glauben, sie kennen mich genug, um zu wissen, daß ich mich um meine Besuche bitten lasse. Und dann, sagen sie mir nicht jedesmal: „Doktor, kommen Sie bald wieder, aus Barmherzigkeit!"

10. Tag.

„Meine Frau hat recht, wenn sie mich jeden Moment fragt: ‚Was hast du denn? Ist's B., der dich so gedankenvoll macht? O, mein Gott, sind die anderen geheilt, wird er auch genesen!' Das ist schnell gesagt, aber es geht immer schlechter und ich weiß nicht mehr, was machen. Das beste wäre, nichts zu tun; aber wie sie davon überzeugen? Und wenn er stirbt? — Sie würden sagen, ich habe ihn sterben lassen! Was die anderen sagen würden, wäre mir ja schließlich nicht wichtig, aber ich will mir selbst nichts vorzuwerfen haben. — Und jetzt bin ich ganz ratlos! — Wenn ich seine Kinder so um ihn stehen sehe, besonders dies blonde, rosige Bübchen, welches mich immer mit solch großen Augen anguckt, als ob es mehr verstünde als die größeren, dann zerreißt es mir das Herz, ich wünschte, nie

Arzt geworden zu sein: ich bin so zweifelsüchtig an allen meinen Handlungen geworden, daß ich es kaum mehr wage, ihm ein Glas Wasser zu verordnen. Und die Leute denken, wir seien indifferent, ohne Mitgefühl!“

14. Tag.

„Ich atme etwas freier! Ich habe nichts geschrieben in diesen Tagen; wie sollt' ich auch schreiben, denken, da ich nicht einmal weinen konnte? Ich wußte nicht mehr, in welcher Welt ich war! Träumte ich? War's schreckliche Wirklichkeit? Dort sah ich meinen teuren Ludwig liegen, erschöpft, schwer atmend, wortlos, mit starren, verglasten Augen; er, der mich so sehr liebt, antwortete mir nicht, sah mich nicht! Mein Gott! Ich will nicht mehr daran denken, ich will dies alles für einen schweren Traum halten. O, diesen Morgen, als der Arzt mir sagte: ‚Es geht besser, morgen können wir sagen, daß er außer Gefahr ist‘, welche Freude, welches Entzücken! Wenn es angegangen wäre, hätte ich ihn am liebsten umarmt und geküßt, den guten Doktor! Welch ein Mann! Werde ich wohl Dankbarkeit genug in meinem Herzen haben, um ihm die Worte zu vergelten, die er mir heute morgens gesagt hat? Ich muß sie wiederholen: ‚Es geht schon besser, morgen können wir sagen, daß er außer Gefahr ist.‘ Dies ‚morgen‘ ist wie heute. Glückliche Frau, die diesen Mann, so reich an Gemüt, Geist und Herz, ihr eigen nennt.“

14. Tag.

„Endlich! Heute frage ich mich schon mehr als einmal selbst: Was ist's denn, das mich so glücklich stimmt? — Es ist, weil ich ihn heute morgens ein wenig besser gefunden habe; das Fieber ist schon etwas gesunken, und dies ist ein gutes Zeichen. Noch will ich nichts sprechen, aber ich fühle es, daß er gerettet ist. Von nun ab mache ich ihm nur zwei Besuche täglich, sagen sie, was sie wollen, es sind nicht mehr nötig.“

16. Tag.

„Seit zwei Tagen fühle ich mich wie neugeboren. Seit heute morgen ist auch die Furcht vor einem Rückfall verschwunden, die mein Gemüt noch immer umfangen hielt, das machen die Worte des Doktors. Er ist so sicher in allem, was er sagt, daß ich an seine Worte glaube wie an das Evangelium.“

20. Tag.

„Wie sorglich unser Doktor immer ist! Zu mir selbst gesagt, glaube ich zwar, daß er auch ohne ihn geheilt wäre, denn am Schluß der Rechnung, seien wir aufrichtig, was hat er ihm denn gegeben? Bouillon, Milch, ein wenig Chinin, das ist alles! Aber jedenfalls ist der Beistand eines Arztes ein großer Trost, und es ermutigt außerordentlich, wenn man sagen hört: ‚Es ist alles zu hoffen, es geht etwas besser, er ist außer Gefahr.‘ O, jenen Tag, da er mir die gute Nachricht mitteilte, kann ich nicht vergessen und werde ihn nie vergessen.“

16. Tag.

„Es geht immer besser! Als ich ihn diesen Morgen plötzlich fieberfrei fand, hätte ich beinahe vor Freude geweint und am liebsten ihn und seine Kinder alle umarmt! Es wäre nicht nötig, daß ich heute noch einmal hingehe, aber ich werde doch gehen. Vor allem will ich nach dem Fieber sehen, und dann ist er mir auch lieb wie ein Bruder, wie ein Jugendfreund.“

20. Tag.

„Gestern habe ich ihn nicht gesehen, er hat sich auch beklagt, aber ich habe keinen Grund mehr, alle Tage zu gehen, und ich will nicht dafür angesehen werden, daß ich komme, um meine Rechnung zu vergrößern.“

23. Tag.

„Wie bin ich zufrieden, und welche Genugtuung für mich, ihn geheilt zu sehen! Er verdient es auch, besonders jenes lieben Kindes wegen, und dann auch um seiner selbst. Er ist ein so guter Mann. Wie leid tut es mir, ihn früher nicht näher gekannt zu haben, wir wären gute Freunde geworden.“

25. Tag.

„Der Doktor ist auch heute gekommen, ein Luxusbesuch. Ich möchte es niemandem sagen, um nicht für verleumderisch gehalten zu werden, aber in Wahrheit glaube ich, daß er wenig zu tun hat und kommt, um ein halbes Stündchen zu verbringen. Eine halbe Stunde, um es recht zu sagen, und wenn ich ihn noch ermutigte, würde ein halber Tag daraus.

27. Tag.

„Welche Störung, auch heute! Ich will nicht boshaft sein, aber ich fange an zu glauben, daß ihm das Ende der Krankheit Mißvergnügen bereitet, und daß er sie für seine Rechnung noch ein wenig verlängern möchte. Es müßte denn sein, daß . . . Ah, ich glaube doch nicht — obwohl — er sieht mich auf so sonderbare Weise an . . . . Genug davon, jedenfalls täuscht er sich gewaltig, wenn er vielleicht denkt, daß ihm die letzten auch noch für Krankenbesuche gerechnet werden. Um fünf Lire jedesmal ginge ich auch herum, um zu schwatzen."

28. Tag.

„Heute habe ich ihm den letzten Besuch gemacht, den Abschiedsbesuch! Es tut mir leid, keinen Grund mehr zu haben, ihn zu sehen, ich glaube auch ihm, doch heute schien er mir merklich kälter. Und seine Frau? Vorher kam sie mir entgegen, und wenn ich ging, begleitete sie mich bis an die Treppe, schüttelte mir voll Freundlichkeit und Wärme die Hand und zeigte sich voll Dankbarkeit. Ich verstehe; jetzt ist die Gefahr vorüber, und der trübe Eindruck verwischt sich, aber ich weiß wirklich nicht, warum sie mich heute so verwundert ansah, mit einem Gesicht, wie man es einem armen Verwandten macht, der kommt, wenn man sich zu Tisch setzen will."

8. Kapitel.

Künstler und Literaten.

Doktor Cusco. — Arzt und Philolog. — Richet als Physiolog und Romancier. — Effekte der Sonne. — Die Gedichte Lahors. — Charcot als Musiker. — Die komischen Operetten eines Frauenarztes. — Ein großer Arzt ohne Diplom. — Littré. — Feuchtersleben. — Mantegazza. — Mosso. — Lombroso. — Lessona.

Das höchste Lob, welches der Biograph Doktor Cuscos glaubte ihm spenden zu können, ist, daß derselbe nicht nur ein berühmter Chirurg, sondern auch ein ausgezeichneter Künstler war, „eine unendlich seltene Tatsache" — fügt er bei — „bei den Ärzten, deren Wohnungen in der Regel nur höchst mittelmäßige Gemälde und fabriksmäßig hergestellte Bronzen aufzuweisen haben."

Wenn diese Äußerung Bianchons schon für Paris zutreffend ist, was soll man dann von Italien sagen! In unserem schönen Land, der Geburtsstätte der Künste, dem Vaterland Redis, Rasbertis und Mantegazzas, stehen die Ärzte im allgemeinen, was Pflege der Kunst und Literatur betrifft, hinter jedem anderen Beruf zurück.

Die Gründe dieser Tatsache sind zum Teil in der Umgebung, in welcher der größte Teil der Ärzte geboren und aufgewachsen ist und in welcher sie nach dem Verlassen der Universität noch leben, zum Teil in der Unduldsamkeit der öffentlichen Meinung zu suchen. Man verlangt, daß jener, der die Kranken behandeln will, nur Arzt sei und nichts weiter als Arzt. Es ist ein sonderbares Verlangen, dessen Herkunft und Gründe aufgesucht zu werden verdienten und das man mit verschiedenen Abstufungen fast überall

auftreten sieht, am schärfsten ausgeprägt ist es natürlich da, wo die durchschnittliche lokale Bildung am niedrigsten steht.

Von einem ausgezeichneten Landarzt sagte mir ein reicher Grundbesitzer des Ortes: „Der Doktor M.... ist sehr tüchtig, aber es ist eine Sünde, daß er so viele Zeit mit nutzlosen Beschäftigungen verliert." — „Zum Beispiel?" fragte ich. — „Was weiß ich, er liest immer Bücher, die, wie man sagt, nichts mit Medizin zu tun haben."

Und das war leider wahr! Als ich ihn eines Tages besuchte, fand ich auf seinem Tisch „Darwin", „Spencer" und „Madame Chrisanthème" von Loti.

Nur in geistig besonders hochstehenden Orten erlaubt man dem Arzt, auch noch etwas anderes zu sein als „Medizinmann", und auch diese Erlaubnis ist erst neueren Datums.

„Ich", sagte stolz ein großer Chirurg — Richet — „habe nie in meinem Leben einen Roman gelesen und nie andere Bücher geschrieben als chirurgische." Wer ihm damals gesagt hätte, daß sein Sohn, C. Richet, der berühmte Physiologe in unserer Zeit, medizinische Bücher und auch — Romane schreiben würde!

Timotheus Holmes sagte in einer Rede den jungen Ärzten: „Ein Mann, der nichts anderes ist, als nur Arzt, wird sich nie besonders in seiner Kunst auszeichnen", und er selbst zeigte es durch die Tat, denn er war nicht nur ein hervorragender Arzt, sondern auch ein bedeutender Gräcist und Schriftsteller.

Aber das Verlangen der öffentlichen Meinung über die Ausschließung der Ärzte von allem, was nicht unmittelbar mit ihrem Beruf zusammenhängt, ist so stark, daß viele Ärzte ohne den geringsten Widerstand derselben Folge leisten, andere fügen sich mit Widerstreben, aus Furcht, ihre Klienten zu verlieren, wieder andere wählen den Mittelweg und verbergen mit Sorgfalt alles, was nichts mit Krankenhaus und Anatomie zu tun hat, und nur die wenigen, welche den Mut haben, einer herrschenden Ansicht stolz entgegenzutreten, oder jene, die nichts mehr zu fürchten haben, da sie schon so hoch und fest in der öffentlichen Achtung stehen,

werfen jede Maske ab und suchen es nicht zu verbergen, wenn sie Talent und Neigung für Kunst oder Literatur haben.

Sogar in England, wo die Pflege der Kunst und Literatur so ausgedehnt ist, herrscht dieses Vorurteil. „Wir kennen einen Arzt“ — schreibt der „Medical Record“ — „welcher nur wenige Bücher seiner großen Bibliothek in den seinen Klienten zugänglichen Räumen sehen läßt, weil dieselben sonst sagen würden, er studiere zuviel in den Büchern und sei nicht praktisch genug.“

Man sieht hieraus, daß den Priestern Äskulaps nicht nur das Lesen profaner Bücher verboten ist, sondern, daß man ihnen nicht einmal gestattet, die heiligen Bücher zuviel zu studieren.

Mit dem Schreiben steht es natürlich noch viel schlimmer. Mehr als einer unter meinen Kollegen kann zwar der Versuchung nicht widerstehen, einige Seiten über etwas Unwissenschaftliches zu schreiben, wagt es aber nicht, dieselben mit seinem Namen zu zeichnen. Ich habe einen Freund, der sich wohl selbst nicht mehr darauf besinnen könnte, wie viele Pseudonyme er in seinem Leben angewendet hat, um die Zeitungen mit wissenschaftlichen Intermezzos und künstlerischen Bemerkungen zu beschenken.

Gar nicht zu sprechen ist dann von den anderen Beschäftigungen. In den ersten Jahren meiner Praxis verbarg ich die Aquarelle und Skizzen, die ich in müßigen Stunden anfertigte, sorgfältig vor den indiskreten Blicken meiner ersten Klienten. In Zukunft fehlte es mir natürlich an Zeit für solche Dinge, aber selbst wenn ich sie gehabt hätte, würde ich doch immer meine Gerätschaften verborgen haben, wie der Falschmünzer seine Formen. Und ich muß selbst sagen, daß in diesem Fall der Tyrann Publikum ein Recht gehabt hätte, zu mäkeln, weil Malen und Modellieren unter allen Beschäftigungen sich am wenigsten für einen Arzt eignen. Nicht wegen des Widerspruches zwischen diesen beiden Künsten, der schönen und der häßlichen, sondern, weil die Malerei, schon aus technischen Gründen, zuviel Zeit beansprucht, zu viele Stunden ununterbrochenen Schaffens.

Meine Hausgenossen lachten herzlich, als ich mich einmal eigensinnig darauf steifte, die Sonneneffekte auf den Gewächsen der Terrasse, die sich vor meinem Studierzimmer ausdehnte, mit meinem Pinsel festzuhalten. Um mich selbst vor allzu gründlichen Sonneneffekten zu bewahren, ließ ich also die Marquise ein wenig herab, postierte meine Staffelei, brachte die Farben auf die Palette, und war eben im Begriffe, die ersten Pinselstriche zu machen, als ... ich zwei Finger vor der Leinwand mit dem Pinsel in der Luft hielt.

Ein Läuten und die Magd kam, mir zu sagen, daß ein Herr mich zu sprechen wünsche.

Ich lasse also alles liegen, werfe rasch die Blouse ab und trete in mein Sprechzimmer.

Als ich nach einer halben Stunde zurückkam, fand ich, daß die Sonneneffekte mir Farben und Pinsel getrocknet hatten.

Nun hieß es, von neuem beginnen.

Nach einer Viertelstunde neue Unterbrechung.

Diesmal gebrauchte ich die Vorsicht, die Farben auf der Palette durch einige Tropfen Öl zu schützen.

Die waren denn auch, als ich zurückkam, noch ganz hübsch frisch, dafür bestrahlte die Sonne jetzt so ausgiebig meine Leinwand, daß die Farben auf derselben, die ich eben in ihren Grenzen verschmelzen wollte, so trocken waren, wie ein altes Pergamentblatt. Adieu Verschmelzung!

Inzwischen hatte sich auch Licht und Schatten in einer Weise auf den Blumen und Schlingpflanzen verteilt, daß ich nicht mehr arbeiten konnte und alles auf den nächsten Morgen verschob.

Der nächste Morgen brachte zwar keine Störungen, aber ... Regen!

Heute war es dieser, morgen ein anderer Grund, unendlich viel Störungen, Hindernisse und Zeitverlust, die mich am Malen hinderten und mich endlich dahin brachten, für immer der von mir sehr geliebten Kunst zu entsagen.

Weniger in Widerspruch mit anderen Beschäftigungen stellt sich die Musik, die denn auch unter den Ärzten viele und tüchtige

Anhänger hat; aber vor allem ist es doch die Literatur, welche sich am besten mit den medizinischen Studien verträgt und die wenigsten Hindernisse in ihrer praktischen Ausübung bietet. Besonders jene kleine Literatur, als: Skizzen, Memoiren, kritische Bemerkungen usw., läßt sich leicht entwerfen, während man z. B. einen Klienten erwartet, auf der Reise, in den vielen kleinen Zeitabschnitten, die das Berufsleben übrig läßt; das Zufeilen und die Vollendung solcher Arbeiten geschieht dann in den langen Winterabenden oder auf dem Lande.

Die stärksten Arbeiter, die größten Geister, liefern vielleicht ja auch große, kraftvolle Werke, aber in den meisten Fällen sind diese doch nur Früchte der Arbeit solcher Ärzte, die wie Mosso, Mantegazza, Lessona, nicht die Opfer der täglichen, kleinlichen, erschöpfenden und ermüdenden Praxis sind.

Jedenfalls sind jene Fälle etwas Außergewöhnliches, daß ein Arzt, wie Novelli mit, wie man mir sagte, sehr ausgedehnter Praxis, Zeit findet, einen dreibändigen, historischen Roman — „die Colonna und Caetani“ zusammenzustellen.

Zahllos sind diejenigen, die sich der medizinischen Literatur zuwenden und darunter sind viele, welche in sehr guter Sprache ihre Gedanken, ihre Beobachtungen und was sie sonst für die Menschheit nützlich und wissenswert erachten, zum Ausdruck bringen. Meine Kollegen, speziell die jüngeren darunter, publizieren fortgesetzt Bücher, Memoiren und Monographien, von welchen viele, was Sprache und Stil anbetrifft, manchem Schriftsteller von Beruf zum Vorbild dienen könnten.

Wenn ich eine Sammlung der besten literarischen Arbeiten zusammenzustellen hätte, würde ich unter den besten Modernen gewisse Seiten einiger Professoren der Pathologie und Chirurgie bringen, auf welchen Seiten sich wenige Adjektiva, aber genug Verba und Substantiva finden, um klar und deutlich das zu sagen, was gesagt werden soll.

Die Professoren der Medizin sind im allgemeinen unermüdliche Arbeiter und geben oft Proben einer außergewöhnlich vielseitigen Befähigung. Der Grund dessen liegt hauptsächlich in der Passion zu arbeiten und in der Notwendigkeit, dies unter verschiedenen Formen zu tun, um nicht durch das Übermaß und die Einförmigkeit erdrückt zu werden und sich die Schaffenskraft und -freude wenigstens auf möglichst lange Zeit zu erhalten; unglücklicherweise sind bei uns die Honorare der Professoren niedriger als die jeder anderen Universität der Welt und dies zwingt viele Dozenten, ihre Tätigkeit in den verschiedensten Fächern zu entfalten und auch noch der Privatpraxis einen großen Teil ihrer Zeit zu widmen.

Man könnte eine Menge Namen von Professoren anführen, welche Kongressen präsidieren, Vorlesungen in den Hospitälern und Reden in der Kammer halten, und vielen Konsilien bei den Kranken beiwohnen; aber wenn wir die Grenze Italiens überschreiten, finden wir, daß die Ärzte in London, Paris, Berlin noch einen ausgedehnteren Arbeitskreis haben als bei uns und sehr oft ohne den gewaltigen Antrieb des „auri fames“.

Charcot war ein Genie in Medizin und ein passionierter Pfleger der Musik und Literatur; Cusco ein großer Chirurg, was ihn, wie schon gesagt, nicht hinderte, ein ausgezeichneter Komponist zu sein und einige komische Opern in Szene gehen zu lassen; Cazalis ist unter dem Pseudonym Lahor als einer der besten französischen Poeten geachtet und bekannt, Richet schreibt physiologische Bücher und Romane; Virchow ist einer der Führer des deutschen Reichstages und hat das seltene Glück gehabt, sich von der Politik nicht so weit überwältigen zu lassen, daß er darüber die Wissenschaft vergaß. Denn die Politik ist eine gefährliche Sirene und wer nicht dem Beispiel der Gefährten Odysseus folgt, fällt ihr schließlich zur Beute. So ist es in Frankreich dem Physiologen Paul Bert, so dem Arzt Clemenceau, so dem Professor Bourneville ergangen und so wird es auch noch dem Doktor Cornil ergehen.

Hoffen wir, daß in unserem Vaterland dies traurige Schicksal, ich will nicht sagen Colajanni, welcher in der Politik ein nützliches Feld zur Ausübung seiner sozialistischen Studien gefunden hat, aber doch den Professoren Celli, Murri und Albertoni erspart bleibe, an welchen die Wissenschaft sehr viel zu verlieren und die Politik nichts zu gewinnen hat. Von Bacelli wollen wir nicht sprechen, denn obwohl ihn die Sirene schon seit langem der Wissenschaft zu rauben und ganz in den gefährlichen Strudel der Politik zu stürzen drohte, ist es ihm, mit seinem Charakter eines antiken Römers, doch gelungen, tapferen Widerstand zu leisten.

In bezug auf die ärztlichen Dichter oder dichtenden Ärzte steht Italien in erster Reihe, was vielleicht daher kommt, daß, wie Peisse schreibt, „in Italien die Verse nicht mehr Arbeit kosten als die Prosa und es keine Person, die lesen und schreiben kann, geben wird, die nicht wenigstens ein Sonett in ihrem Leben gemacht habe", aber man kann nicht sagen, daß unser Land auch in der allgemeinen, besonders der modernen, Literatur diesen Platz behält.

Hier hat unzweifelhaft Frankreich den Vorrang. Es hat allerdings keinen Redi, Meli, Fracastoro oder Aleardi unter seinen Dichtern aufzuzählen, aber es hat unseren wenigen, schwachen Prosaschriftstellern eine Menge der tüchtigsten Schriftsteller gegenüberzustellen. Cubanis, Aubert, Descuret und Littré sind auch dem nichtärztlichen Lesepublikum bekannte Namen und während ihre Bücher von Frankreich aus in die ganze Welt gingen, hatten wir vielleicht nicht ein Buch, das nur in Italien zu verbreiten gewesen wäre.

Dabei ist noch besonders zu bemerken, daß ich nur aus dem Gedächtnis Namen von solchen Autoren bezeichnete, die nie aufhörten Ärzte zu sein und doch Bücher für alle Welt schrieben und wie viele wären da noch zu nennen! Eugen Sue, der berühmte Romancier, Bernard, dessen physiologische Werke noch seine Jugenddramen verdunkelten, Joulin, welcher mit der gleichen Gewandtheit

die Feder des Journalisten, wie die Zange des Obstetrikers handhabt u. a. m.

Der bei uns, wegen seiner Übersetzung von Dantes „Inferno“ ins Altfranzösische, bekannteste Autor ist Littré. Er war nicht nur hervorragender Literat und Philosoph, sondern auch ein ausgezeichneter Arzt, aber — er war nicht als solcher promoviert. Gerade wie Pasteur, ein Reformator der modernen Medizin, der sich eines Tages vor der ganzen Akademie sagen lassen mußte, daß er kein ärztliches Diplom habe. Und dies war wirklich so!

In Littrés Fall ist die Sache aber so originell, daß er selbst es für nötig hielt, sich zu rechtfertigen und in einer kurzen Autobiographie legte er die Gründe dafür klar.

Sein Vater starb, als er vor dem Examen stand und er sah sich in einer Lage, die es ihm unmöglich machte, die Taxen dafür zu bezahlen. Der Kliniker Rayer und der Buchhändler Hachette erboten sich, ihm die nötigen Mittel zur Vollendung seiner Studien und zu seiner Niederlassung als Arzt in Paris vorzustrecken.

Littré lehnte dies Anerbieten ab, aus Furcht, die geliehene Summe nicht zurückgeben zu können, obgleich, wie er sagt, weder Rayer noch Hachette die Zurückgabe je verlangt hätten. Und während er sich nun seinen Unterhalt mit literarischen Arbeiten zu verdienen suchte, besuchte er immer noch die Kliniken, um sich weiterzubilden; außerdem hatte er schon während seiner Universitätszeit mit Hachette den Plan zu dem großen Diktionäre der französischen Sprache entworfen, dessen Vollendung der Buchhändler nicht mehr erlebte und an welcher auch Littré selbst, 71 Jahre alt, fast verzweifelte.

Während er dieses kolossale Werk unternahm und zur Ausführung brachte, veröffentlichte er auch mehrere andere Diktionäre, darunter ein mustergültiges für Medizin, und eine Unzahl von Artikeln über die Geschichte der Medizin, kritische Revuen, zehn Bände Philosophie und eine sehr eigenartige Übersetzung von Dantes „Inferno“ in die alte französische Sprache.

Einige zwanzig Jahre auf dem Lande lebend, übte er dort auch die Praxis als Arzt aus, doch hatten seine medizinischen Studien eigentlich weniger den Zweck, den Kranken zu helfen, als sich gründliche Kenntnisse über die Geschichte und die Literatur der Medizin zu erwerben. Seine ärztliche Kunst brachte ihm zwar keine Reichtümer, aber sie gewährte ihm doch so viel Befriedigung, daß er selbst sagt: „Ich möchte um alles nicht die Medizin in meiner allgemeinen Ausbildung vermissen. Moralisch und intellektuell ist sie eine gute Schule, eine harte, strenge, stärkende Schule.“ Und über die praktische Ausübung fügt er bei: „Es besteht kein Verhältnis zwischen der Verantwortlichkeit des Arztes und seinem Können, die eine ist groß, das andere klein und gerade diese Beschränkung des letzteren ist die Ursache, daß, obwohl es so leicht ist, ein Stückchen davon zu verlieren, doch der Verlust des kleinsten Stückchens die größten Gewissensbisse verursachen kann.“

Der Name Littrés ruft den Namen eines anderen Arztesphilosophen ins Gedächtnis, welcher, ohne solch kolossales Werk, wie der Erste geschaffen, ohne auch dessen hohes Alter erreicht zu haben, ein Bändchen von wenigen Seiten hinterließ, das aber noch mehr als die Werke Littrés „aere perennius“ sein wird.

Ich weiß nicht mehr genau, wann und wie ich es entdeckt habe, Feuchterslebens „Zur Diätetik der Seele“. Gewiß ist nur, daß die Sache viele, viele Jahre zurückliegt. Ich las irgendwo ein Zitat und da mir dieses ein gutes Buch zu versprechen schien, suchte ich mir dasselbe zu erwerben. Dies gelang nach einigen Schwierigkeiten, da verschiedene Buchhändler es auch nicht in ihren Katalogen fanden.

Als ich es dann endlich in den Händen hielt und einige Seiten gelesen hatte, schien es mir, als läge ein mit Diamanten gefüllter Schrein offen vor mir. Wie viele neue Ideen, wie viele andere Gedanken, die auch mir schon durch den Sinn gegangen waren, ohne festgehalten zu werden — hier fand ich, daß sie Form, Konsistenz und Klarheit angenommen hatten.

Es war in jenen Jahren, in welchen die Seele die schwerste Krisis durchmacht, in welchen er noch nicht ganz entflohen ist, der süße Glaube, den man des Abends bei der Mutter kniend, betend in sich aufgenommen hat, und doch schon, wie Wetterleuchten, die Verneinung alles dessen erscheint.

Es ist nicht der Zweifel, der nach und nach eindringt und den Schmerz der Trennung nicht empfinden läßt, es ist der absolute Atheismus, welcher plötzlich und vollständig den Verstand gefangen nimmt, der nochmal für kurze Zeit verschwindet vor den letzten Lichtstrahlen des erlöschenden Glaubensflämmchens und der dann stärker wiederkehrt, um nach einigem Widerstreit seine Fahne auf die Mauern der eroberten Festung aufzupflanzen.

Erst später diskutiert der Verstand dann über ihn und versucht die Seele dies Joch der Verneinung der Religion abzuschütteln; aber sie findet, daß es noch intoleranter und absoluter ist als die Religion selbst.

Nun kommt die Periode des Zweifels, die zu einem duldsamen Rationalismus führt, zu einem Deismus, der an Indifferenz streift und manchmal noch in den Glauben der verlassenen Religion zurückfällt.

Ich war also in der ersten Periode, als ich meinen Schriftsteller entdeckte. Ich las ihn nicht, ich verschlang ihn und so enthusiasmiert war ich, daß ich nicht nur mit allen davon sprach, sondern auch noch einige Kopien kaufte, sie meinen Freunden zu schenken.

Ich machte es, wie die englischen und waldenser Pietisten mit ihrer Bibel, die sie in der ganzen Welt ausstreuen.

Beifügen muß ich noch, daß, obwohl sich meine Ansichten in dieser Zeit nicht wenig verändert haben, mir dennoch nie die Vorliebe für dieses goldene Buch verloren ging. Goldenes Buch muß ich sagen, denn es ist eines der wenigen unter meinen Büchern, dessen Ecken beschmiert und abgegriffen sind, das unterschiedliche Tintenflecke, kurz alle Zeichen eines ständigen, fleißigen Gebrauches aufweist.

Wenn Lessonas Behauptung, daß die Bücher Einfluß auf das Leben des Menschen haben können, wahr ist, dann hat dieses Buch sicher einen großen Einfluß auf mein Leben ausgeübt.

Und wie auf das meine, so kann es wohl auch Einfluß auf das Leben anderer üben und deshalb rufe ich mit der Wärme der festesten Überzeugung allen Hypochondern, Melancholikern, allen Irrenden und Furchtsamen des Geistes und Körpers zu: „Leset jeden Tag zwei Stunden aus Feuchterslebens Buch, macht es zu eurem Brevier und wenn ihr nicht heilt, ... dann ist eure Krankheit unheilbar, dann denkt an nichts mehr, dann lasset alles gehen, wie's gehen soll. Dann macht es wie der Indianer, wenn er auf dem Niagara sich gegen den Fall gezogen fühlt und merkt, daß er nicht mehr gegen den Strom ankämpfen kann; er legt sich auf den Boden seines Kanoes, das Gesicht gegen den Himmel, nimmt Pfeil und Bogen fest zwischen die gekreuzten Arme, schließt die Augen und .... läßt geschehen, was geschehen soll!"

Feuchtersleben erreichte nicht mehr als 43 Jahre, wenig mehr als Leopardi, sein Körper war von den schwersten physischen Leiden, sein Gemüt von den schlimmsten, moralischen Qualen heimgesucht; reich und adelig geboren, lernte er die bitterste Armut kennen, wurde dann, noch sehr jung, wegen seines außerordentlichen Genies Professor der Wiener Universität, Dekan der Fakultät, sehr gesuchter Arzt und endlich Minister des Unterrichts, um plötzlich, mit einem Schlag, dies alles wieder zu verlieren.

Sein hohes Amt hatte ihn gezwungen, seine Praxis aufzugeben, als er dann mit dem Ministerium stürzte, wollten die Professoren Wiens ihn, den Minister, welcher so kühne, ihnen unbequeme Reformen versucht hatte, nicht mehr unter sich haben, ja um ihren Werken die Krone aufzusetzen, unterzeichneten sie eine Petition, worin sie seine Enthebung als Professor forderten.

Der Autor der „Diätetik der Seele", ausgestoßen von den Kollegen, die ihn einige Jahre früher als Dekan gewählt hatten, von der Universität gejagt, die er als Minister auf eine Höhe zu heben versucht hatte, von welcher nur er selbst eine klare Vor-

stellung besaß, zog sich verbittert durch solche schwarze Undankbarkeit auf das Land zurück und suchte den Frieden im Familienleben und in der Betrachtung der Natur.

Er fand hier auch den Frieden der Seele, nicht jenen des Körpers, denn sein Leiden verschlimmerte sich immer mehr und schon nach einem Jahr beschloß er sein mühseliges, schmerzvolles, bewegtes Dasein, den Intimen, die sein Sterbebett umgaben, noch sagend: „Auf Wiedersehen, ich lasse euch, um nach einer reineren, besseren Welt zu gehen!“

Ein anderer in Italien wenig, desto mehr bei den Völkern englischer Zunge bekannter Schriftsteller ist Oliver Wendell Holmes, berühmter Arzt und Professor der Anatomie und der Physiologie an zwei Universitäten der Vereinigten Staaten.

Geboren zu Cambridge im Jahre 1809, starb er vor wenigen Jahren, nachdem er in seinem langen, tatenreichen Leben die Literatur Nordamerikas um zahlreiche, wertvolle Werke bereichert hatte.

Im Anfang Dilettant, publizierte er zwischen Abhandlungen über diese und jene medizinische Sache auch die ersten Bände seiner humoristischen Poesien, um endlich seinen Platz unter den berühmtesten Poeten und Romanciers seines Landes einzunehmen, dabei weder seine ärztliche Praxis, noch auch seine Professur aufgebend.

Wenn ich vorher sagte, daß wir nur wenige und schwache Prosaisten zu den Unseren zählen könnten, so hatte ich vor allem ein Buch im Sinne, das, als dessen Herausgabe angekündigt wurde, mit großer Begierde von Ärzten wie Literaten erwartet ward und dann allen eine schwere, vollkommene Enttäuschung brachte; ich meine die „Erinnerungen“ von Mauricio Bufalini. Der Advokat Mariotti schrieb, vielleicht um dem Buch mehr Wert zu geben, in seinem Vorwort, daß der große Kliniker seine Memoiren mit 88 Jahren geschrieben, oder richtiger, diktiert habe. Aber dies alles verstand man auch ohne das Vorwort des Advokaten Mariotti sofort, wenn man nur eine halbe Seite las.

Ich hatte also keine Absicht, von lebenden Autoren zu sprechen, wenn ich auch nicht sagen will, daß diese alle, um mit Stecchetti zu sprechen, „forti, forti, forti“ seien, muß man doch anerkennen, daß es unter ihnen welche gibt, welche in Italien eine neue Art der Literatur begründet haben, welche beigetragen haben, das Niveau der allgemeinen Bildung zu erhöhen, welche den höchsten Grad von Popularität genießen, den man in Italien nur wünschen kann, und welche endlich dieses neue Genre auf eine Höhe brachten, die bisher weder die Romane noch die Dramen erreicht haben. Ganz besonders ist es die Popularisation der Wissenschaft, die sich unsere modernen Schriftsteller angelegen sein lassen.

Es ist hier nicht der Ort, darüber zu diskutieren, ob diese neue Art der Wissenschaft oder dem Volk oder vielleicht keinem von beiden Nutzen bringt, sicher ist es eine dem Autor nützliche Art und Weise, wenn — dieser Autor Paolo Mantegazza heißt.

Die literarische Fruchtbarkeit Mantegazzas ist ja allen bekannt. Es sind jetzt vielleicht, um wenig zu sagen, zwanzig Bände, welche der gelehrte Professor bis heute publiziert hat und wer weiß wie viele noch folgen! Das Vergnügen und der Schmerz, die Liebe und der Haß, Indien und Amerika, alle wurden von ihm studiert, durchgegangen, analysiert, mit immer gleicher Methode, seiner Methode.

Mantegazza hat als Erster eine der größten Schwierigkeiten bekämpft, die sich vor Jahren denen entgegenstellten, welche über Wissenschaft schreiben wollten, für ein Publikum, das sich genau in drei Kategorien einteilen läßt. Die erste derselben bildeten die berufsmäßigen und dilettantischen Literaten, die ohne wissenschaftliche Bildung waren. Auch heute weiß übrigens der größte Teil der Materialisten noch nicht, wozu die Nieren dienen und verwechselt die Nerven mit den Sehnen. Eine zweite Kategorie war jene der Männer der Wissenschaft, welche die höchste Verachtung hegten für jeden Versuch, die Wissenschaft zu popularisieren. Eine dritte bildete das übrige Publikum, das Volk, wie wir höflich sagen,

unter welchem jedoch keine Art von Bildung zu stark vertreten war oder ist, am wenigsten die Wissenschaft. Heute hat zwar eine gewisse Verschmelzung dieser drei Kategorien stattgefunden, aber wenn man gut sucht, findet man immer noch die charakteristischen Typen derselben.

Gleichzeitig für alle zu schreiben, sich lesen lassen von der ersten und sich verständlich machen der dritten Kategorie, ohne sich allzusehr dem Nasenrümpfen der zweiten auszusetzen, das war in der Hauptsache die Schwierigkeit, gegen welche Mantegazza zu kämpfen hatte und die er zum größten Teil besiegte. Seine Bücher, seine Vorträge, seine unzähligen Artikel in Zeitungen und Revuen, seine außerordentlich verbreiteten hygienischen Almanache bildeten das Instrument, durch welches er allen, ohne Pedanterie und Heuchelei die Stimme der Wissenschaft hören ließ.

Man weiß nicht, was man an Mantegazza mehr bewundern soll, die rastlose Tätigkeit oder die literarische Fruchtbarkeit; die Tätigkeit, die ihm erlaubt, die Welt von Tibet bis Lappland zu durchwandern, seine Pflichten als Professor und Senator zu erfüllen, außerdem noch Bäder zu leiten und ich weiß nicht, was noch anderes; oder die Fruchtbarkeit, mit welcher er die Wissenschaft um voluminöse Monographien bereichert und gleichzeitig Bücher über Bücher ins Publikum wirft.

Aber noch merkwürdiger als all dies ist die Form, der Stil, in welchem seine Bücher geschrieben sind. Wenn Buffon wirklich jenen Ausspruch getan hat, den man ihm zuschreibt: „Der Stil ist der Mann", dann wäre jetzt Gelegenheit, den großen Naturalisten zu zitieren.

Die Metapher und Stilblüten Mantegazzas, seine Freiheit, seinen Flug und seine phantastischen Bilder, mit welchen er die einfachsten und gewöhnlichsten Dinge dieser Welt vergleicht, könnte sich niemand erlauben, der nicht seinen glänzenden Geist und sein ausgedehntes Wissen besitzt. Wem z. B. außer ihm, würde man gestatten, von einem unserer Dichter sprechend, dessen Äußeres auf folgende Weise zu beschreiben: „la faccia del Carducci, in certi

momenti, è un vero uragano in cui si sprigionano lampi dagli occhi e terremoti dai muscoli“!?*)

Ich glaube, wenn ich eines jener Bilder anwenden könnte, die er gebracht, würde ich sagen, der Stil Mantegazzas macht mir den Eindruck eines jungen Naturalisten auf Reisen in unerforschte Länder, welcher auf einem feurigen Pferde, welches ihn in schwindelerregendem Lauf, eingehüllt in eine glänzende Staubwolke, dahinträgt, dies plötzlich auf seinen vier Füßen stehen läßt, um einen Moment im Leben eines Insekts, das er im Staube glänzen sah, zu beobachten.

Und deshalb ist Mantegazza stets Mantegazza und kann keine Nachahmer haben. Wer versucht hat, dasselbe Genre auf die gleiche Weise zu bringen, ist absurd, barock oder lächerlich geworden, denn er hat von Mantegazza nichts anderes imitiert als die Fehler. Und die Fehler mangeln auch ihm nicht.

Die lebendige, blendende, irisierende Einbildungskraft des populären Doktors ist in seinen Büchern nichts anderes als ein farbiger Funke in einem Feste von Funken und Farben; wollte ein gewöhnlicher Schriftsteller dies in seine Bücher aufzunehmen suchen, er würde damit denselben Eindruck machen, wie eine Skizze von Dal Bono in dem Schaufenster eines anatomischen Kabinetts. Und dies ist der Hauptgrund, weshalb Mantegazza unnachahmlich ist und keinen Imitator haben kann. Sein Stil, seine Übertragungen, seine hyperbolischen Bilder kommen spontan aus seiner Phantasie. Er schreibt, wie er handelt, wie er denkt, wie er spricht. Unermüdlicher Reisender, warmer Redner auf dem Katheder, ausgezeichnet, geistreich, schlagfertig in der Konversation, überträgt er diese Eigenschaften auch auf seine Bücher und erntet damit den Beifall, den man einem guten Redner immer zollt. Von Mantegazza als Causeur sprechen wir nicht; ich habe eine sehr gebildete, schöne Dame vor einigen Jahren, als Mantegazza die Bäder von Rimini dirigierte, sagen hören: „Wenn ich

*) Carduccis Gesicht ist in gewissen Momenten ein wahrer Orkan, während welchem Blitze aus den Augen sprühen und Erdbeben von den Muskeln.



nicht schon einen gewissen Grad von Anämie hätte, würde ich mir denselben verschaffen, um nach Rimini gehen zu können und dort die Bäder zu gebrauchen."

Ich weiß nicht gewiß, aber vielleicht versuchte sie später, sich etwas Rheumatismus zu verschaffen, um die Fanghi von Aqui zu benützen, als Mantegazza sein Sommerquartier dahin verlegt hatte.

Eine andere und eine der schönsten Erscheinungen in der zeitgenössischen Literatur ist jene Mossos.

Nachdem er die Physiologie durch Studien bereichert hatte, deren hohen Wert nur die Ärzte würdigen können, betrat er plötzlich, unerwartet das Feld der volkstümlichen Wissenschaft, mit zwei in kurzen Zwischenräumen erschienenen Bänden, „die Furcht" und „die Ermüdung".

Ich kann hier keine Rezension dieser beiden Bücher geben, welche übrigens schon, und zwar von Mantegazza für „die Furcht" und von Negri über „die Ermüdung" gegeben worden ist. Ich kann mich daher darauf beschränken, daß in diesem letzteren Band die eigentliche Physiologie mehr vertreten ist, aber der erste hat höheren Wert, wenn man nur den Zweck dieser Bücher ins Auge faßt.

Abgesehen von mehr oder weniger Reichtum und Originalität der Beobachtungen ist eine der größten Schwierigkeiten in diesen Fällen, sowohl der Wissenschaft als der Kunst ihr rechtes Teil zu geben, die erste mit der zweiten zu verschönern und die zweite nach Erfordernis der ersten zu beschränken.

Diese Schwierigkeit nun hat Mosso meisterhaft besiegt, wie keiner vor ihm es gekonnt hatte. Er läßt den großen, künstlerischen Mitteln, über welche er verfügt, nie frei die Zügel schießen; auch wenn es scheint, daß er sich einmal verliert unter den Linien und Farben einer lebendigen Beschreibung, auch wenn er die Erde im lyrischen Flug zu verlassen scheint, verliert er nie den Punkt des Abschiedes, sowie jenen, wo er wieder ankommen will, aus den Augen.

Er stellt seine Phantasie in den Dienst der Wissenschaft, aber nicht diese in den Dienst der Phantasie. Er erlaubt nie, daß die Farben die wissenschaftliche Zeichnung beherrschen, und geht nur soweit, als er die scharfen Umrisse modifizieren will, aber auch hier trägt er nicht mehr auf, als nötig ist, um ihnen Form, Effekt und Leben zu geben.

Seine Worte sind die Lichtstrahlen, welche den Nebel durchdringen, der wissenschaftliche Phänomene umhüllt, aber sie haben nicht die Intensität der Mittagssonne, welche, statt die Objekte zu beleuchten, nur die Augen des Beobachters blendet.

Die gründliche Analyse der subjektiven Phänomene, der Reichtum der objektiven Beobachtungen, die künstlerische Form, in welcher viele Dinge gesagt sind, die sich leicht denken, aber schwer in irgendeine Sprache übersetzen lassen, all dies macht aus „Furcht“ eines der besten Bücher dieses Genres, welche bis jetzt der Feder eines Physiologen und Philosophen entstammen, das Beste jedenfalls, welches je der Feder eines Italieners entfloß.

Einige Seiten sind so wunderschön, daß wenige unserer Naturalisten sich dergleichen rühmen können. Von dem Ausdruck des menschlichen Antlitzes sprechend, sagt er z. B.: „Einige charakteristische Feinheiten des Gesichtes verschwinden unter der Lupe, wie ein Diamant, den man im Schmelztiegel verbrennt. Der Ausdruck des Angesichtes ist unfühlbar, seine Schönheit ist mit einem so zarten, feinen Schleier verhüllt, daß man es nicht anfassen kann, ohne den Schleier zu zerreißen und den Zauber zu brechen.“

„Ich kann daher nur mit Zagen das anatomische Messer zur Hand nehmen und nur zögernd hebe ich das Tuch vom Kopf einer Leiche, um die Haut zu zerschneiden und die Muskeln abzutrennen. Wenn ich dann die Muskeln des Gesichtes von den Schädelknochen abgelöst habe, bleibt in meinen Händen nichts als eine Fleischmaske. Oh, wie häßlich ist das Antlitz eines Menschen von innen gesehen! Man begreift es nicht mehr, man kann nicht glauben, daß diese Faserverschlingungen, dieses Muskelgewebe den

ausdrucksvollsten, schönsten Teil des Organismus vorstellt, daß dies das Gesicht sei, so edel vordem in seinen Umrissen, seinen Bewegungen, so unerschöpflich in den Ausdrücken, mit welchen es sein Wohlwollen, seine Liebe, seine Abneigung zu erkennen gibt. Es ist eine gründliche Enttäuschung und ein trauriges Schauspiel, zu vergleichen mit jenem, welches die Gerüste und Überreste eines brillanten Feuerwerks am Tage, oder die Fetzen und Lappen einer phantastischen, theatralischen Dekoration nach dem Schauspiel, aus nächster Nähe gesehen, bieten. Man kann kaum glauben, daß es dieses faserige Fleisch sei, welches das charakteristische Bild, den Ausdruck unseres „Ich" gibt; daß auf diesem dünnen Muskelblatt jedem Menschen die Geschichte seines Lebens aufgedruckt sei, daß die zufällige Anordnung dieser Teile die mysteriöse Sympathie, die Gleichgültigkeit und die Abneigung entstehen läßt; daß es das unerforschte Geheimnis dieser Organe sei, welches die Menschen einen zum andern zieht oder sie trennt wie die Atome, welche sich vereinigen, sich abstoßen oder unlöslich unter sich verbinden."

Wahrlich, man glaubt Hamlet mit dem Schädel Yoricks vor sich zu haben, wie er das alte Lachen auf dem entsetzlichen Gebiß des Spaßmachers sucht.

Ein anderer, in und außerhalb Italiens sehr bekannter Name, ein Name, dem man jeden Moment, aber meistens am unrechten Ort, in Zeitungen, gerichtlichen Chroniken und den Gerichtssälen begegnen kann, ist jener Lombrosos.

Aber dies ist eine eigenartige Popularität. Alle zitieren ihn, aber wenige haben seine Bücher gelesen und noch geringer ist die Zahl jener, die sie auch verstanden haben. Man müßte viel Papier verschreiben, wollte man all das Falsche, das über Lombroso in Umlauf ist, oder all die Fehler, die man ihm andichtet, berichtigen. Das kommt daher, weil seine Werke nicht die eines Popularisators der Wissenschaft, sondern die eines Gelehrten und nichts weiter sind. Aber da seine Bücher von Dingen handeln, die man alle Tage vor Augen hat, haben alle, die Literaten, Jour=

nalisten und Dilettanten der Literatur, und das ist ja die Mehrzahl des Publikums, geglaubt, kompetent in dieser Materie zu sein, während die streng wissenschaftliche Methode und der Zweck des Autors doch eine ganz andere Vorbildung verlangen, als die oberflächliche, schlecht gelernte und schlecht verdaute Kenntnis der Doktrine über Erblichkeit und Darwinismus.

Zum Schlusse sei noch und mit wahrer Liebe, weil es sich um einen mir teuren Lehrer handelt, der Name eines Arztes und Naturalisten, eines besonders in Piemont sehr volkstümlichen Schriftstellers, Michele Lessona, genannt. Lieb seinen Schülern, wert allen den Ärzten, die aus der Universität Turin hervorgingen, war Lessona ein Mann, welcher allen schon beim ersten Anblick die wärmste Sympathie einflößte, die noch zunahm, wenn man das Glück hatte, in eine gewisse Intimität mit ihm zu gelangen. Und wie er selbst, sind seine Schriften. Sein Stil verbindet Witz und Scharfsinn mit Herzensgüte und seine Bücher über Naturgeschichte, Reisen und Erziehung sind wahre Familienbücher; es genügt, unter diesen letzteren Werken auf „Wollen ist Können" zu verweisen, welches wie die Bändchen von Smiles eine ganz unerwartete und in Italien vielleicht unübertroffene Popularität erreichte.

Inhalt.






COUNTWAY LIBRARY
HC 1YZB H
Digitized by Google

